

Biblioteka

U. M. K.

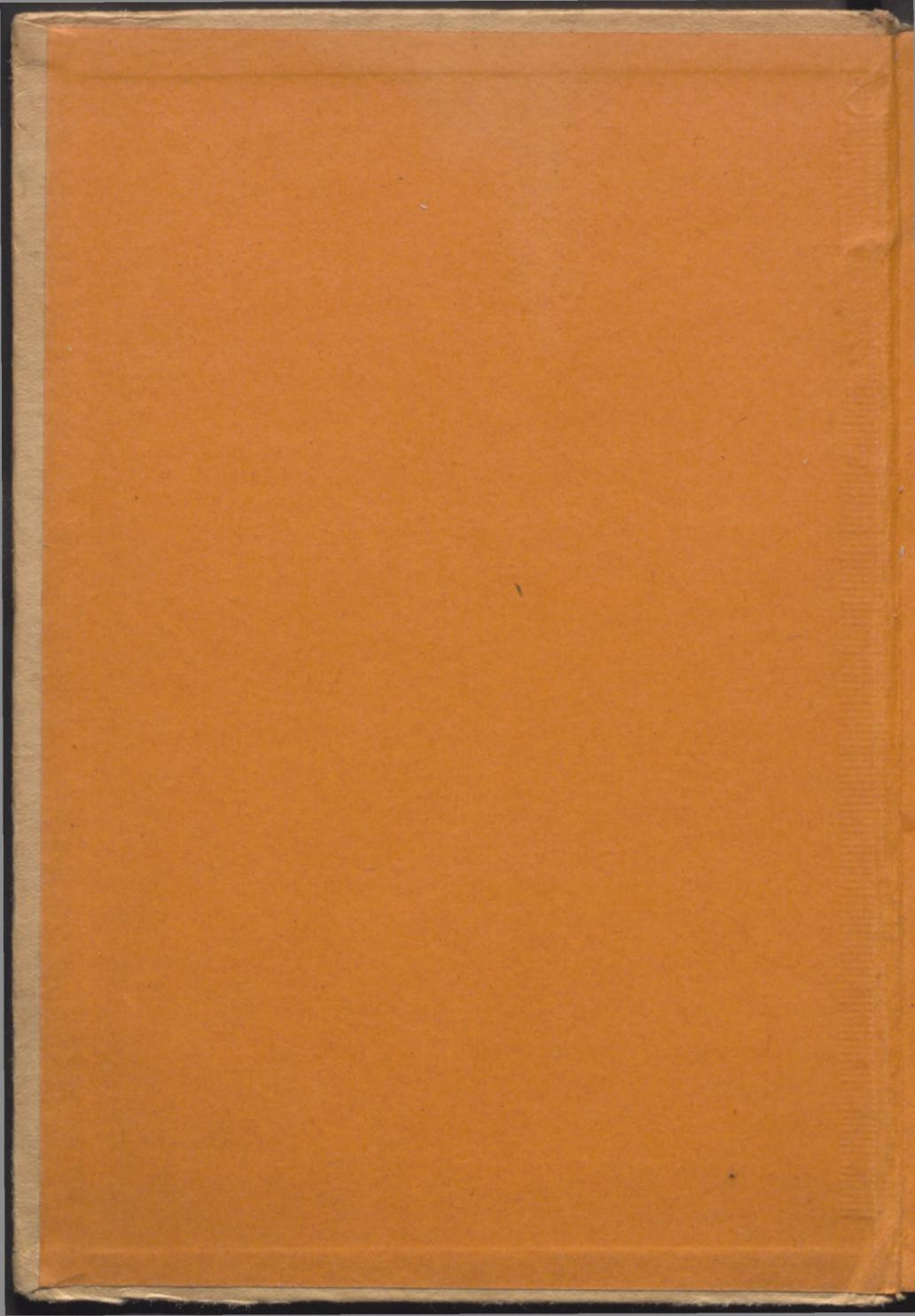
Toruń

28

132537

J. v. Weyer-Hartz Unsere Deutsche Danzig





-95-



v. Waldener-Harz
Ums deutsche Danzig!

Bücher des Berners



Band 3:

v. Waldener-Harz

Ums deutsche Danzig

H. v. Waldener-Harz

Ums deutsche Danzig

Eine Erzählung aus
vergangenen Tagen

Theodor
Leipzig



Weicher
Berlin



Alle Rechte vorbehalten.

Copyright by Theodor Weicher, Leipzig 1921.

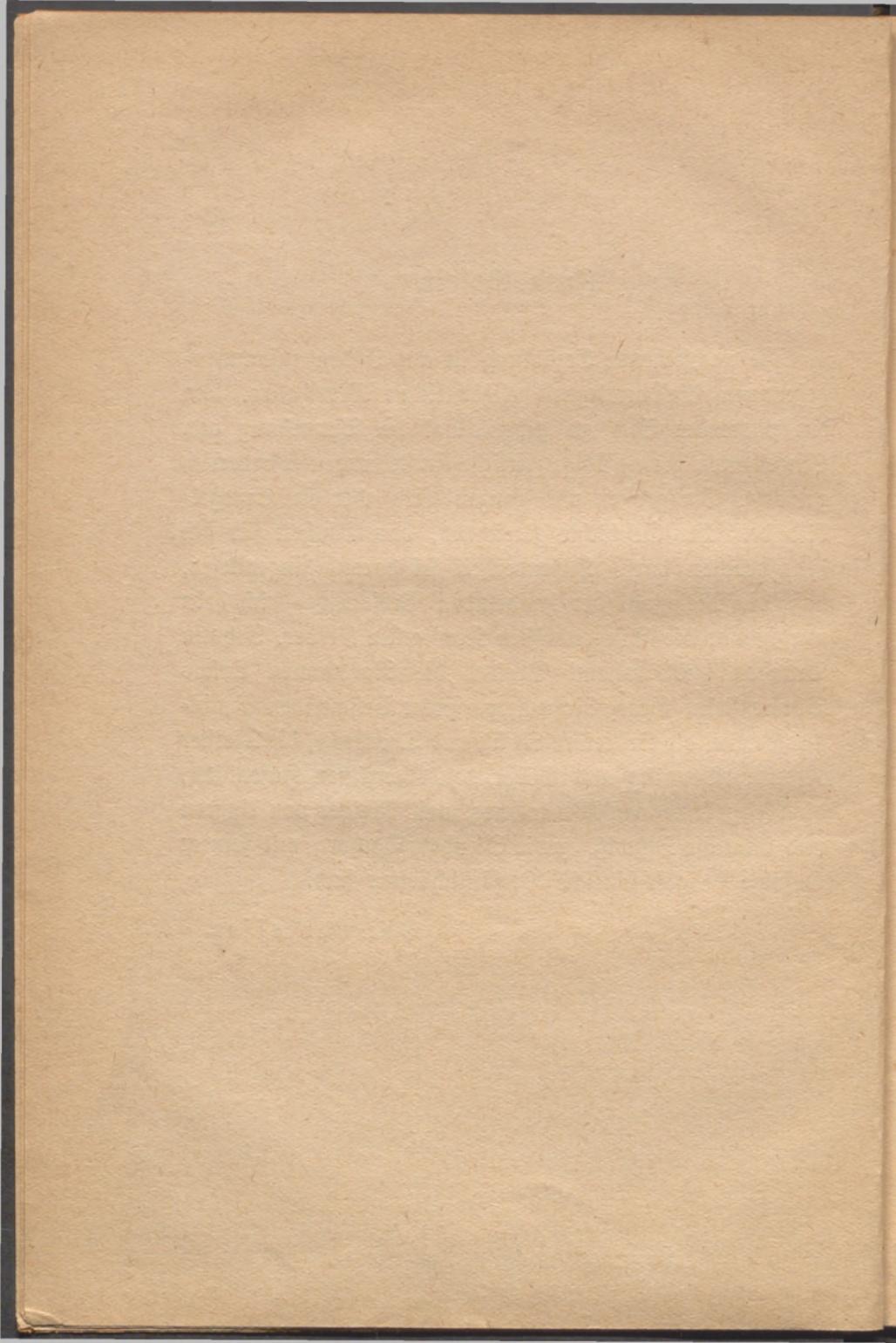
132.537
II

Druck von Oskar Bonde, Altenburg, S.-A.

Zum Geleit.

Die nachstehende Erzählung ist aus Fäden zusammen-
gesponnen, die vorwiegend geschichtlichen Wert haben. Um
ein packendes Bild zu geben, hat die Verwebung von
Einzelheiten geringfügige zeitliche Umstellungen erforderlich
gemacht. Im großen und ganzen wird aber ein Spiegel-
bild deutscher Geschichte gezeichnet, das Echtheit für sich
beanspruchen darf. Insonderheit sei darauf hingewiesen,
daß die Mehrzahl der handelnden Personen — ich hebe
nur hervor die Bürgermeister Konstantin Ferber, Johann
Brandes und Johann Proite, die Ratmänner Lukas
Blumenstein, Georg Rosenberg, Peter Behme, den Syndi-
kus Lemke, die Sekretäre Schütz und Thorbecke, die Meister
Kramer, Benning und Göbel, den Kanzlisten Hasentöter,
die Kriegerleute von Winkelburg, von Weiher von Ungern
und Matthias Zizwitz, sowie Stephan Bathory mit seinem
Gefolge — geschichtliche Persönlichkeiten sind.

Der Verfasser.



Bei deutschen Meistern.

„Die Bathoryschen, sagst Du — wer ist das?“

„Je nun, Meister“ — Bernd Landewig stellte sich breitbeinig hin und stemmte die halb entblößten, kräftigen Arme in die Seite — „Ihr wißt nicht, wer die Bathoryschen sind, wo's doch die Spagen von den Dächern —“

„Schon gut, ich kann es mir denken. Du sprichst von den Schülern zu Sankt Marien?“

„Ja Herr, von eben ihnen! Von den Söhnen und Söhnchen der vornehmen Herren, von den Überklugen und Überfeinen, von dem Ratsherrnengelichter —“

„Halt!“ Meister Hans Kramer erhob sich lebhaft von seinem Arbeitstisch. Ein Bauplan vom Hohen Tor mit neuen Befestigungswerken, auf dem er soeben mit zierlicher Schrift als Jahr des Entwurfs und der Fertigstellung Anno Domini 1576 vermerkt hatte, verrutschte und glitt zu Boden. Der Meister bückte sich, doch sein Lehrling kam ihm zuvor und hob den Plan auf.

Über Hans Kramers feines Gesicht breitete sich die Röthe der Erregung. „Schandworte bringst Du vor“, tadelte er den jungen Menschen. „Was unsere gute Stadt Danzig besitzt und bedeutet, verdankt sie allein den Herren vom Rat, insonderheit ihrem Bürgermeister Konstantin Ferber. Und nun kommst Du mit ungewaschenem Maulwerk und willst beschmuzen, was sauber ist? Schäm dich, Bernd, von mir hast Du solcherlei nicht gelernt.“

Der Lehrling blickte seinen Meister aus blanken Augen an. „Nein, Herr, Ihr sprecht und denkt anders, das ist gewißlich wahr! Da Ihr aber meist hinterm Zeichentisch sitzt und Euch auch sonst nicht gar viel um das kümmert, was in der Stadt vorgeht, so dachte ich — es sei ganz gut und auch

angebracht, Euch einmal — nun, wie soll man es nennen — reinen Wein einzuschenken.“

Der Stadtbaumeister verzog den Mund zu einem flüchtigen Schmunzeln, wahrte aber gleich wieder seine ernste Miene. „Du lebst wohl in der verkehrten Welt, wo die Jugend das Alter belehrt? Laß nur Bernd, ich höre und sehe genug von dem, was um mich vorgeht, und kann mir meine Verslein allein reimen. Nun gib Du aber die Erklärung ab — warum stellt ihr euch feindlich zu den Schülern von Sankt Marien und nennt sie die Bathoryschen?“

Bernd Landewig räusperte sich, obwohl er nur selten verlegen war. Ganz andere Dinge hatte er erzählen wollen. Wie er bei der Kauferei heute morgen an der Ecke der Sopen-gasse von allen der Stärkste gewesen wäre, daß nur Friedrich von Holten ihm hatte Stand halten können, daß mancher Bürgersmann, so insonderheit der neue Münzmeister, Herr Kaspar Göpel, sie aufgeheßt hätte, daß es morgen abermals Händel setzen würde und noch vielerlei solcher Dinge mehr. Und nun — nun hieß es, sich verantworten und Sachen erklären, die einem selber unstimmig schienen. . . Teufel, das war unangenehm!

„Meister, die Spagen pfeifen es doch —“

„Das erwähntest Du schon.“

„— von den Dächern, und es ist doch aller Welt bekannt, daß die Ratmänner und Schöffen im Grunde ihres Herzens —“

„Vermagst Du bei ihnen solch tiefen Einblick zu gewinnen?“

„— im Grunde ihres Herzens gar nicht am Kaiser Maximilian hängen, sondern nur allzu bereit sind, mit dem Wojwoden von Siebenbürgen, der überdies ein halber Türke sein soll, zu paktieren und ihn auch auf dem polnischen Thron anzuerkennen, so er nur —“

„Nun, ich bin sehr gespannt, was Deine Weisheit ihm für Bedingungen stellt.“

„— so er nur die alten und verbrieften Privilegia achtet und den Herren auch sonst entgegenkommt. Und da der Wojwode von Siebenbürgen doch Stephan Bathory heißt und ein alter Spruch besagt, daß die Äpfel nicht weit vom Stamm fallen, so geht unter uns Lehrbuben das Gerede, auch die Schüler von Sankt Marien seien als die Söhne ihrer Väter

polnisch gesinnt und schätzten deutsche Art nur gering. Seht, Meister, das haben wir ihnen ausbläuen wollen, darum nennen wir sie die Bathoryschen! Aus solchem Anlaß ist's zur Kauferei gekommen. Und ich kann Euch verraten, von all den Junkersöhnen hat sich nur der Friedrich von Holten mit mir —"

„Du redest ja wie ein Buch!“

„Ja, Meister, das tu ich, denn die Erregung in der Stadt ist groß. Aber um mich geschlagen habe ich wie ein Dreschflegel. Und all den Bathoryschen, die es mit mir zu tun bekamen, wird ihr polnisches Herz —“

Es klopfte, und ohne ein Herein abzuwarten, öffnete sich die Thür. Ein Mann trat ein, lebhaften Blicks, lebhaft in seinen Bewegungen und doch nicht ganz ohne Unsicherheit. Er trug ein braunes, geschliztes Gewand mit roter Seide unterfüttert, bei dem aus Halsausschnitt und Ärmeln Spitzengekröse hervorkroch.

„Wünsche einen guten Morgen!“ Er streckte dem Hausherrn die Hand entgegen. „Entschuldigt, Meister Kramer, wenn ich wie ein Sturmwind die Thür aufsprenge. Ich wollte mich nur erkundigen, — Ihr kommt doch zur Sitzung der Gewerke und heute Abend auch zum Artushof? Große Dinge bereiten sich vor. Es gilt, die Bürgerschaft zu sammeln, damit der Rat nicht umfällt vor polnischer Anmaßung, die ihr Haupt immer frecher —“

Der Stadtbaumeister nahm Platz und wies auch dem Gast einen Stuhl an. „Gibt es etwas Neues?“ erkundigte er sich, und es war nicht Zufall, daß seine Augen nicht auf dem Münzmeister Kaspar Göbel, sondern auf einem der Baupläne haften blieben, die den Arbeitstisch bedeckten.

„Neues?“ Der Ankömmling hob beide Arme, als setzte er sich. „Bis zur Siedehitze ist die Erregung in der Stadt gestiegen. Hat Euer Lehrbub nicht berichtet?“

„Er sprach von einer Kauferei. Und für solche Sungenstreiche —“

„Da geht Ihr fehl, das sind keine Streiche, auch in solchen Dingen drückt sich bitterer Ernst aus. Ein Riß will sich auf-tun zwischen Bürgerschaft und Rat —“

„Sorgt nur, daß Ihr ihn nicht erweitert.“

„Ich?“ Der Münzmeister hob abermals seine gepflegten Hände und warf den Oberkörper in gemachter Entrüstung zurück. „Wie kommt Ihr auf solch einen Gedanken! Mir liegt das Allgemeinwohl nicht minder am Herzen wie Euch. Aber denkt doch nur, was die Polnischen zuwege gebracht haben, — oder wißt Ihr es schon?“

„Es kommt darauf an, was Ihr meint.“

„Nun, den Fall mit des Kaisers Gesandten!“

„Darüber habe ich nichts Besonderes vernommen.“ Meister Kramer schüttelte das leicht ergraute Haupt. Jetzt sah er den Besucher aus klugen Augen aufmerksam an. „Mit stattlichem Geleit sollte der Gesandte eingeholt werden . . .“

Kaspar Göpel nickte eifrig und rückte näher, so daß sein Stuhl vernehmlich scharrte. „So war's bestimmt und so ist's auch geschehen. Wie sah der Gesandte — ein Freiherr von Kurzbach ist's — aber aus, als man ihn vor den Toren traf? Der Herr von Weiher, Hauptmann zu Puzig und polnischer Oberst, dabei ein preußischer Edelmann — lachen muß man über die Vielgestaltigkeit dieses Mannes — hat ihn nicht weit von unserer guten Stadt überfallen und überannt, alle Papiere abgenommen und das Ehrenwort dazu, uns von der kaiserlichen Botschaft nicht ein Sterbenswörtlein mitzuteilen. Nur so war der Herr von Kurzbach den Klauen des Wegelagerers entronnen. Ein zerissenes Wams und eine tüchtige Schmarre am linken Oberarm blieben ihm als Erinnerung. Nun sagt selbst, Hans Kramer, ist das nicht ein unerhörter Vorfall?“

„Das ist's!“ Der Stadtbaumeister nickte. „Die polnische Frechheit schießt ins Kraut.“

„Wir müssen die Sensen wegen und sie umlegen.“

„Da bin ich dabei, was an mir liegt —“

„Ihr tut Euer redlich Teil! Dank Eurer Fürsorge ist Danzig eine feste Stadt geworden, mit Türmen, Toren, Wehren und Gräben —“

„Dem hohen Räte verdanken wir es, insonderheit Herrn Konstantin Ferber.“

Kaspar Göbel schneppte mit den Fingern der rechten Hand durch die Luft. „Niemand soll sein Licht unter den Scheffel stellen! Mit Verlaub, ich muß weiter. Ein Duzend von

Männern will ich noch sprechen, hunderte verlangen nach mir! Man reibt sich auf um der guten Sache willen —“ er sprang hoch — „wahrhaftig, man reibt sich auf! Gott zum Gruß, Meister Kramer, und bis heute Abend im Artushof.“

An der Tür blieb er aber noch einmal stehen. „Ihr seid doch auch dafür, daß die Gewerke Anteil an den Administrationen der Stadt bekommen? Man muß denen vom Rat schärfer auf die Finger passen, allzu selbstgefällig sind sie —“

Der Ratsbaumeister winkte ab, lebhafter als es sonst seine Art war. „Bleibt mir mit solchen Dingen vom Leibe! Wenn ich auch nur ein aus Dresden Zugewandterter bin, so weiß ich doch, daß der ein Unrecht tut, der wider unseren Rat und die alten eingewessenen Familien Mißtrauen sät. Ein jeder wandle seines Wegs, auf den ihn unser Herrgott gestellt hat, und achte, daß er sich nicht verirre. Wer sich um fremde Dinge kümmert, verliert den Boden unter den Füßen.“

Kaspar Göpel zuckte mit den Schultern und ging. Man sah ihn über die Straße eilen. Aber nur wenige Schritte, dann ließ er sich von drei Bekannten aufhalten. Lebhaft redete er auf sie ein. Aus den Dreien wurden alsbald mehrere, ein ganzer Haufe ballte sich zusammen, und über ihre Köpfe hinweg fuchtelten des Münzmeisters lange Arme.

Bernd Landewig hatte mit großen Augen und offenen Ohren der Unterhaltung der beiden Männer zugehört. Als der Meister allein war, trat er ihm wieder näher, ganz angefüllt von dem, was er vernommen hatte. „Seht Ihr, Meister, so sind die Polnischen, achten nicht einmal des Kaisers Gesandten —“

Doch sein Herr unterbrach ihn: „Genug davon, für mich gibt es anderes zu tun. Du mach Dich jetzt auf die Beine und richte bei Meister Benning aus, was ich Dir aufgetragen habe.“

„Schön,“ entgegnete der Lehrbub und weckte seinen schönsten Kraxfuß, denn er tat sich gern etwas zu gut auf seine Umgangsformen. „Und wenn Meister Benning mit seinen Arbeiten noch nicht fertig ist, weil Ihr ihm doch immer voraus seid —“

„Das geht Dich nichts an — dort ist die Tür!“

Der Lehrbub entschlüpfte. Hans Kramer setzte sich an seinen Arbeitstisch, nahm sich den neuen Stadtplan vor, auf dem er mit eigener Hand alle Befestigungswerke Danzigs eingetragen

hatte, und sann nach, wo es mit den vorhandenen Mitteln noch etwas zu verbessern gäbe. Sorgen füllten sein Inneres an. An der neuen Heimat hing er mit ganzem Herzen. Drohendes Gewölk zog sich über ihr zusammen. Polens Thron war über ein Jahr verwaist gewesen. Die preußischen Städte, Danzig an der Spitze, hatten dem Kaiser den Herrnsitz angetragen. Maximilian II. hatte auch bereits sein Jawort gegeben und den Eid geleistet. Da war ihm aber der Woivode von Siebenbürgen, Stephan Bathory, zuvorgekommen, ein Mann, der von Geist und Körper behender war als der Kaiser. Dem Sturmwind gleich war er nach Krakau geeilt und hatte sich krönen lassen. Anna, des letzten Jagiellonen Tochter, war sein Weib geworden. Alles, was polnischer Zunge war, jubelte dem prunkenden Fürsten zu. Und er verdiente es, denn er hatte Werte aufzuweisen, die ihn zu einem tüchtigen Manne und echten Herrscher stempelten. In Kulm war der Landtag Preußens auf sein Geheiß zusammengetreten. Alle Städte hatten sich Stephan zugelobt. Nur Danzig war dem deutschen Kaiser treu geblieben. „Wir können ihn nicht verraten,“ so hatte es mannhaft verkünden lassen, „sonst glaubt niemand mehr an unser gegebenes Wort!“ Stephan hatte seinen Unwillen nur mühsam gedämpft. Polnische Zungen hatten ihm zugezischelt, Danzigs Hochmut müsse bestraft werden, die Stadt sei eine Rebellen, der eine harte Faust not täte. Aber Stephan Bathory hatte sich anders entschlossen. „Ich werde es mit den stolzen Bürgern noch einmal gütlich versuchen,“ so hatte er entschieden. „Wer ein neues und schweres Werk beginnt, muß darauf achten, daß er Trümpfe in der Hand behält!“ So war es dazu gekommen, daß fast gleichzeitig mit des Kaisers vergewaltigten Gesandten eine polnische Gesandtschaft in Danzig eingeritten war, um auf dem Wege der Verhandlung den Widerstand der Stadt zu beseitigen.

Ob es gelingen würde? „Ich glaube es nicht!“ Der Baumeister Hans Kramer ließ die geballte Faust schwer auf den Arbeitstisch niederfallen. Und noch einmal murmelte er vor sich hin: „Ich glaube es nicht. Denn der Erdboden im Lande könnte es nicht leiden, daß jemals die Polnischen über Danzig regierten.“

* * *

Bernd Landewig hatte sich seines Weges getrollt; nicht gerade eilig, denn er dachte noch allerhand Neuigkeiten aufzuspinnen, von denen die Stadt voll war, aber auch nicht bummelig. Die Julisonne fengte in die Straßenschlünde hinein und ließ sich in ihrem Brüten von keinem Windhauch stören. Das deuchte Bernd Landewig genügend Anlaß, seine Füße nicht übermäßig schnell zu setzen.

In der Langgasse stand die Menge zu Hauf, Männer und Frauen gemischt. Dazwischen auch Kinder groß und klein.

„Was gibt's?“ Bernd redete einen Fleischergesellen an. „Kommen die Polnischen hier vorbei?“

Der Geselle nickte nur. Da wandte sich der Lehrbub hochmütig ab. „Und deswegen müßt ihr stehen bleiben und glozen? Ich hab was besseres zu tun, als solchen Kunden meine Reverenz zu erweisen.“

In der Heiligengeistgasse kam Bernd ein Trupp von älteren Knaben entgegen, Söhne von Ratmannen und sämtlich Schüler zu Sankt Marien, mit denen er sich noch am Morgen herumgerauft hatte. Unter ihnen schritt als längster Friedrich von Holten; sechzehnjährig, rank und schlank wie eine Tanne gewachsen. In dem Lehrbuben regte sich der Trotz. „Du gehst ihnen nicht aus dem Wege, und wenn sie zehnmal in der Überzahl sind!“ Ein wenig begannen seine Wangen zu brennen, doch schritt er unbeirrt auf die anderen zu.

Einer von ihnen, noch ein kleiner Wicht, stieß ihn absichtlich unsanft an. Da holte Bernd Landewig hurtig aus und hieb dem Störenfried eine Schelle ums Ohr. Sechs, acht Arme griffen nach ihm: „Warte, Du Lämmel, jetzt sollst Du's büßen!“ Doch er sprang zurück und stellte sich bereit, mit geballten Fäusten, den Kopf zum Ansturm gesenkt. . . .

Da trat Friedrich von Holten zwischen die Streitenden. „Seid nicht so feige,“ schalt er auf seine Freunde ein. „Bringt das Ruhm, wenn zehn über einen herfallen?“

„Er hat heute morgen am schlimmsten gehetzt, immer wieder hat er uns die Barthoryschen geschimpft!“

„Und hat sich nachher wacker geschlagen. Laßt ab vom Streit, die Polnischen sind in der Stadt —“

„Staunt sie nur an!“ Verächtlich schürzte Bernd die vollen Lippen. „Gleich reiten sie über die Langgasse.“

„Anstaunen?“ Friedrich von Holten lachte. „Kazenmusik wollen wir ihnen machen. Sieh hier —“ Und er zog aus seinem Wams eine Kindertrompete hervor. „Wo sie des Kaisers Sendboten schmäzlich überfallen haben, wollen wir ihnen die Ohren vollblasen, daß alle Welt über sie lachen soll.“

Da lachte auch Bernd Landewig. „Schade, daß ich nicht dabei sein kann. Aber nun muß ich weiter, sonst krieg ich's mit meinem Meister zu tun.“ Er winkte dem langen von Holten zu und machte sich eiliger als bisher auf die Beine. —

Im obersten Teil der Heiligengeistgasse wohnte der Büchsengießer Hermann Benning, der von seinem Vater Gerd die Kunst des Büchsengusses erlernt und übernommen hatte. Der Vater hatte vor einigen Jahren die Augen geschlossen. Nun übte der Sohn die Tätigkeit allein aus. Und sie brachte ihm hohes Ansehen und reichen Gewinn, denn im weiten Umkreis vermochte es keiner mit ihm an Kunstfertigkeit aufzunehmen. Auch in der Glockengießerkunst war er wohl bewandert. Von weither kamen ihm Aufträge zu. Als Bernd Landewig bei ihm anlangte, stak er wie immer mitten in der Arbeit. Ein geräumiger Hof mit zwei niedrigen, langgestreckten Schuppen bildete den Werkstattplatz des Meisters. Zwei mächtige Gußöfen, die mehr als drei Mannesgrößen maßen, standen rechter Hand, wenn man von der Straße kam. Aus feuerfesten Steinen waren sie aufgeführt. Starke Windgebläse, die von Wasserkraft getrieben wurden, reckten sich bis zur halben Höhe empor und bliesen aus vollen Backen. Auf dem Hofe lagerten auf Böcken mehrere fertig gegossene Büchsen, eine halbfertige Scharfmeße, zwei leichtere Korthonen, drei Schlangen, lang wie ein Wurm, und zwei Falken auf Gabellafetten. Neben den Schmelzöfen waren Gesellen damit beschäftigt, die letzten Vorbereitungen für einen neuen Guß zu treffen. Sie dämmten den oberen Teil einer großen, senkrecht ausgeschachteten Grube, in der die Lehmform einer Scharfmeße stand, mit Sand auf und richteten die Rinnen her, über die der Inhalt der Schmelzöfen in die Lehmform fließen sollte. Der Altgeselle wies die anderen an. Laut ertönten seine Zurufe, um das Gefauche der Windgebläse zu übertönen.

Meister Hermann hockte derweilen stumm über seiner Arbeit. Er hatte auf einem Schemel am Bodensstück der fertig gegossenen

Scharfmeße Platz genommen und war dabei beschäftigt, mit geübter Hand Verzierungen am Rohrmetail anzubringen. Mit einem harten Stahlstachel hatte er verschlungene Linien aufgeraut. In sie trieb er Silberblättchen ein. Tauschieren nannte man die Kunst. Sie vor allem bereitete dem Büchsengeißer Genuß und innere Befriedigung. Denn wie alle deutschen Meister war auch er darauf bedacht, den Nutzwert seiner Erzeugnisse durch äußeren Schmuck zu veredeln.

Bernd Landewig trat neben ihn, und da der Meister nicht gleich ausblickte, küßte er seine Kappe und schwang sie im Kreise, wie um sich Kühlung zuzufächeln.

Mit einem Seufzer erhob sich der Büchsengeißer. „Es ist ein Elend,“ sagte er, „alles soll fertig sein, kaum daß es begonnen ist. Der ehrsame Rat und die unruhige Zeit hegen und drängen, gerade daß man den Namen des Stücks und die Jahreszahl noch anbringen kann . . . was bringst Du, Bernd?“

„Wünsche zuvor einen angenehmen Morgen, Meister! Mit Verlaub, darf ich Euer Werk betrachten?“ Er beugte sich hinab und prüfte mit Auge und Hand die Arbeit. „Eine schöne Schrift,“ lobte er. „Basiliskus nennt Ihr das Rohr? Und wie gut macht sich die Jahreszahl 1576!“

Hermann Benning nickte: „Ja, sie macht sich gut. Es sind ganz neue Züge und mir prickelt es in den Fingerspitzen, sie fortzuführen und weiterzuspinnen — einen ganzen Spruch möchte ich auf das Rohr setzen, aber die Zeit läßt's halt nicht zu. Und Dein Meister, er drängt wohl auch schon wieder?“

Bernd Landewig hob abwehrend die Hände. Auf seinen Herrn ließ er nichts kommen. „Wo denkt Ihr hin!“ entrüstete er sich in seiner lebhaftesten Art. Schmolgend schürzten sich seine Lippen, und aus den strahlenden blauen Augen brach ein strafender Blick. Doch was er vorzubringen hatte, gab Meister Bennings Mutmaßungen nur recht. „Ich soll Euch bestellen,“ so richtete Bernd aus, „daß die Befestigungswerke am Hohen Tor binnen wenigen Tagen fertig gestellt sein würden. Der Wall zwischen dem Rondell am alten Karrentor und der Bastion Elisabeth sei verstärkt worden, und was die Arbeiten am Kranz in Weichselmünde anbeträfe, so seien drei von den Eckbastionen schon befahrbar für Geschütze. Nach allem fände sich also nichts dawider einzuwenden, daß Eure neuen Korthonen und Feld-

schlangen in Stellung gebracht und beschossen würden, sobald sie fertig seien —“

„Da haben wir es,“ unterbrach der Büchsengießer den Redeschwall, der immer lebhafter sprudelte, „auch Meister Kramer drängt!“

„Zum Wohle unserer guten Stadt!“

„Das versteht sich, anderes liegt ihm fern. Aber es bleibt dabei, er drängt! Mir tut's um meine Büchsen leid, ganz schmucklos müssen sie in die Welt ziehen. Und nur gar hier die Scharfmeze —“ er glitt mit den Fingern über das ungefüge Rohr — „ihr Guß ist mir so gut gelungen wie keiner zuvor. Fünfzigpfündig ist sie und verdiente es schon, daß man ihr ein Brunkwämslein anzöge. Wenn's aber nicht angänglich ist, so soll auch sie wie ein Armeleutkind meinen Hof verlassen. Ich sehe sie drum aber ungern scheiden.“

Der Altgesell trat heran. „Meister, es ist alles bereit zum neuen Guß. Wenn's Euch genehm ist, so kann er beginnen.“

Hermann Benning nickte nur, faltete die Hände zu einem kurzen Gebet und begab sich bedächtigen Schrittes zur Dammgrube. Er war ein Mann in den besten Jahren, aber über sein Alter gesetzt. Selten tat er etwas ohne Vorbedacht, und am liebsten übersann er jedes Ding zweimal. So hatte es ihn sein Vater gelehrt. „Gerät ein Guß miß,“ hatte der Alte des öfteren verkündet, „so schiebt nur ein Tor dem Eisen die Schuld zu. Uns Menschen ist der Geist vom Schöpfer verliehen. Wir tragen die Schuld, wenn etwas nicht glückt, nicht der tote Stoff.“

Dem Altgesellen troff der Schweiß von der Stirn. Die Glut der Ofen und die Wärme der Sonne hatten es ihm bei der Arbeit angetan. Er war auch vor Eifer erregt und bewegte sich lebhafter hin und her, als es sonst seine Art war.

„Anton,“ bekam er zu hören, „wir wollen warten, bis Du wieder ganz bei Sinnen bist.“

„Ich bin's, Meister!“

„So zeige es mir.“

Der Altgesell verstand seinen Herrn und tat sich den nötigen Zwang an. Aber den Gießhof breitete sich eine feiertägliche Stimmung aus. Der Meister prüfte den Sitz der Kernspindel in der Mantelform, vergewisserte sich, daß die Grube bis oben

sorgfältig aufgedämmt war, tastete die Rinnen der Gießbahnen ab und nahm eine stählerne Stange zur Hand.

„In Gottes Namen“, sagte er schlicht und durchstieß mit der Stange das mit Lehm verstopfte Abstichloch an der Sohle des einen Ofens. Weißglühend quoll es hervor, eine gleitende klackernde Masse. Funken sprühten um das Abstichloch, und einer feurigen Schlange gleich rann das Eisengeschmelz in den Schlund der Mantelform.

Auf Zehenspitzen war Bernd Landewig dicht herangeschlichen. Er starrte auf das feurige Rinnsal und sah es verschwinden in gähnender Tiefe. Weißlicher Dampf stieg auf. Den jungen Menschen rührte es wie Zauberspuk, er wußte kaum, was er tat. Er leckte an seinen Fingerspitzen, ein Kizel packte ihn, die flüssige Glut anzutasten . . .

Der Altgesell riß ihn barsch zurück. „Du bist wohl von Gott verlassen, Satanskern!“ fluchte er.

Bernd machte sich unwillig frei. „Was schert's Dich, was ich tu!“ Doch da traf ihn ein Blick, so zwingend und ernst, und eine Handbewegung verwies ihn des Plazes . . . vorm Willen des Meisters beugte er sich und trat beschämt zurück.

Zum zweiten Male hob Hermann Benning die stählerne Stange und stieß zu. Auch der andere Ofen entleerte sich seiner feurigen Last. Eine zweite Schlange kroch über den Hof, weißglühend, heißatmend und schillernd wie die erste.

Das Klackern ließ an Stärke nach, die Mantelform füllte sich. Die Gesellen lichteten die Triebräder der Windgebläse. So verstummte auch ihr Gesumm. Wohl abgemessen war der Inhalt der Ofen. Als die Form überquoll, so daß sich über dem Damm der Grube eine Glutkrone bildete, versiegte das heiße Rinnsal. Und zu festem Eisen erstarrte in der Mantelform, was sich noch eben in flüssiger Glut seinen Weg gesucht hatte.

Meister Benning trat dicht an die Grube heran und prüfte mit erfahrener Blick das Erkalten der flüssigen Masse. Die heiße rote Farbe erlosch. An ihre Stelle trat ein ausgeglichenes, feinkörniges Grau. Der Meister nickte zufrieden vor sich hin. „Der Guß ist gelungen“, erklärte er „schlackenfrei und rein. Gebe Gott, daß sich das ganze Rohr als fest und treu erweisen möge.“

Er trat einen Schritt zurück — die Gesellen sammelten sich hinter ihm im Halbkreise —, hob beide Hände und



besprach nach alter, vom Vater überkommener Weise sein jüngstes Werk.

„Du sollst unserer guten Stadt“, so gebot er, „zu Ruhm und Ehre gereichen. Sollst ihr beistehen in schwerer Zeit und sie nimmer im Stich lassen. Jede Kugel, die dein Schlund hervorstößt, muß ein Treffer sein, der dem Feinde Schaden und Abbruch tut. Die Polnischen heben frech ihr Haupt und wollen uns umdräuen. Ich mahne dich, laß es nicht zu, spei ihnen ins Gesicht, wo du sie siehst, und bleib alleweil, deines Namens eingedenk, ein bissiges Geschöpf: Natter sollst du heißen!“

Bernd Landewig hatte voller Ergriffenheit zugehört. Ihn hatte der ganze Vorgang bis ins Innerste gepackt. Und als nun der Büchsengießer zurücktrat, da griff er mit beiden Händen nach seiner Rechten. „Meister“, bat er, „wenn Herr Kramer mir einmal den Laufpaß geben sollte — man kann es nie wissen, mein Kerbholz ist nicht ganz glatt —, kann ich dann bei Euch in die Lehre treten? Ich verspreche Euch auch —“

„Nichts Neues auf das Kerbholz zu bringen?“ Hermann Benning lachte in seiner ruhigen Weise. „Ich rate Dir gut, junger Mann, bleibe bei deinem Meister und lebe ihm zu Gefallen. Einen besseren findest Du in ganz Danzig nicht.“

„Das schon . . .“ Der Lehrbub kratzte sich hinterm Ohr. „Aber solch eine Natter zu gießen, wie Ihr es tut, das dünkt mich — bringt besonderen Ruhm!“

Der Altgefell rührte ihn am Arm. „Noch schöner ist's, mit ihr zu schießen.“

„Wahrhaftig, da hast Du recht!“ Bernd schlug sich mit der rechten Hand auf den Hosensboden, so daß es schallte. „Wenn die Polnischen kommen, gelobe ich mich der Natter zu!“

Er vollführte einen Lustsag und trollte sich dann, indem er sich nicht nur von Meister Benning, sondern auch von der Gießgrube, in der sich der erkaltende Leib der Natter zusammenzog, mit einem Kraxfuß verabschiedete.

An der Pforte zum Gießhof blieb er aber noch einmal stehen und rief dem Hofherrn zu: „Meister, meine Bestellung habe ich richtig ausgeführt. Nun gebt Ihr nur acht, daß die Natter rechtzeitig das Beißen lernt.“

Sprach's, lachte und verschwand.

Unter den Herren der Stadt.

Vorm Hause des Bürgermeisters Konstantin Ferber, das mit seinem reichen Schmuck der Langgasse zur besonderen Zierde gereichte, staute sich die Menge noch immer. Seid geraumer Zeit war die polnische Gesandtschaft im Innern verschwunden. Nun wartete alles, bis sie wiedererscheinen würde. Wenn die Menschenmasse auch nicht lärmte, so war doch unverkennbar, daß sie von gewaltiger Erregung gepackt war. Lebhafter als sonst ging das Hin und Her der Rede. Man sah fuchtelnde Arme und bligende Augen, und bei vielen hatte die Leidenschaftlichkeit der Theilnahme noch über die Hitze des Tages hinaus die Wangen geröthet.

Die Fleischer taten sich besonders hervor. Sie hatten während der letzten Jahre mit dem Rat in argem Unfrieden gelebt. Aus dem Streit um den Besitz einiger Wiesen, auf die auch Konstantin Ferber Anspruch erhob, hatte sich ein schlimmer Prozeß ergeben, und die Fleischer hatten sich nicht gescheut darauf zu pochen, daß der König von Polen ihnen schon einmal beigestanden hätte. Solche Drohung hatte den Rat in Harnisch gebracht, und er war mit scharfen Mitteln gegen den freien Fleischverkauf vorgegangen. Worauf die Fleischer ihre Bänke geschlossen und an die Nachbarstädte geschrieben hatten, sie möchten an die Stadt kein Schlachtvieh mehr liefern. Darauf hatte der Rat durchgegriffen, die Fleischer waren in Haft genommen worden. Länger als ein Jahr hatte man sie festgehalten. Und als endlich die Stunde der Freilassung schlug, da hatte es noch immer verwilderte Leute unter ihnen gegeben, die von ihrem eingebildeten Recht nicht ablassen wollten und flüchtig geworden waren, um beim Polenkönig Klage zu führen. Den Zurückgebliebenen waren aber die Augen aufgegangen. Nicht, daß sie dem Rat im alten Rechtsstreit

nachzugeben gedachten — nein, der Streit mußte später bis zum Ende abgehandelt werden. Aber von polnischer Hilfe wollte man nichts mehr wissen. Wo die Stunde der Gefahr schlug, standen auch die Fleischer in ihrer überwiegenden Mehrheit treu zur Stadt und dachten nicht daran, sich ihr um eigener Sache willen zu versagen.

Nicht anders stellte sich die starke Zunft der Brauer, die um allzu hoher Malzabgaben willen ebenfalls mit dem Räte, und zwar bis zur jüngsten Zeit, Händel gehabt hatte. Auch die Brauer waren bereit, vorerst die Argernisse begraben sein zu lassen, und allen, die es hören konnten, war es aus dem Herzen gesprochen, als der Aldermann der Fleischer, ein Mann gewachsen wie ein Enakssohn, mit schallender Stimme verkündete: „Und ich schlage jedem die Knochen zu Brei, welcher Herkunft er auch sei, der sich fürderhin mit den polnischen Schweinen einläßt, anstatt seiner Vaterstadt zu helfen.“

Neben dem wuchtigen Fleischermeister stand ein Männchen, spinnenhaft dünn, und gebrechlich gebaut, grau von Gesicht, grau von Haaren, nur noch wenige gelbe Zähne im Mund, und mit dunklen, stechenden Augen. Spöttisch lachte es bei dem Machtwort auf: „Hehe, wer spricht von Schweinen! Hebt doch euren blöden Blick — auch Konstantin Ferber gibt sich mit den fetten Tierlein ab. Seht nur sein Wappen — dort über der Tür, vier Schweinsköpfe zählt's im ganzen. Einer auf der Helmzier, drei im Schild —“

Das Männlein kam nicht weiter. Seine schrille Stimme schnappte ab. Ein Brauer war ihm an die Kehle gefahren. „Halt Dein Schandmaul, alte Schreiberseele,“ schimpfte er, „sonst steck ich Dich mit dem Kopf zuvorderst in Dein Tintenfaß.“

Ludewig Hefster machte sich gewaltsam frei, sprang ein paar Schritte in Sicherheit und begann von neuem zu krähen: „Und doch bleibt's dabei, ich behalt recht: Herrn Ferber ist am polnischen Schweinebraten mehr gelegen als an euch. Dankbarkeit kennen die Vornehmen nur, wenn es ihr Vorteil verlangt!“

Der Brauer scheuchte mit der Hand: „Drück' Dich, dummes Luder!“ Aber das Männlein folgte der Aufforderung erst, als ein junger Fleischermeister es am Kragen packte und fortwirbelte.

„Solche Brut hat der Rat sich selber großgezogen,“ tadelte der Brauer. „Warum schickt er armer Leute Kinder als Stipendiaten auf fremde Universitäten und läßt sich von ihnen um die Gelder pressen!“

„Laß nur,“ begütigte ein anderer, „wir haben auch gute Erfahrungen gemacht.“

„Und Ludewig Hefter?“

„Der ist verkommen!“

„Und die Stadt ist ihres Geldes verlustig.“

Das Männlein hatte sich mittlerweile an anderer Stelle eingenistet, und sobald es konnte, verspritzte es auch hier reichlich von seinem Gifte.

Durch die Menge lief jetzt eine stärkere Bewegung: die Thür im Hause des Bürgermeisters öffnete sich, die polnischen Herren, stückerhaft mit Samt und Seide angetan und mit bunten Schleifen geziert, traten ins Freie. Konstantin Ferber, die Ratmänner Lukas Blumenstein, Peter Behme und Georg Rosenbergs, sowie der Syndikus Heinrich Lemke und der Stadtssekretär Kaspar Schütz gaben ihnen das Geleit. Unverkennbar war, daß man einander kein herzlichtes Lebewohl bot. Die Polen bestiegen ihre Rosse, und als einem von ihnen das Aufsitzen nicht gleich gelingen wollte, weil der Gaul unruhig wurde und mit der Hinterhand immer wieder auswich, da ertönte unter den Gaffern ein verächtliches Gelächter.

Von Stadtknechten begleitet, ritt die Gesandtschaft davon. Geradenwegs verließ sie die Stadt.

Konstantin Ferber zögerte. Er besprach sich mit dem Stadtsyndikus. Dann winkte er. Die Menge verstand ihn. Zu einem dichten Haufen ballte sich alles um ihn zusammen. Schimpf- und Wehlaute ertönten. Mancher wurde über Gebühr gequetscht, einige verloren den Boden unter den Füßen. Aber jedermann spitzte die Ohren, um ja kein Wort zu verlieren.

Der Bürgermeister war eine stolze und achtungsgebietende Erscheinung. Sein kühn geschnittenes Gesicht lag unter vollem Haar und war von einem rund verschnittenen Bart umrahmt. Weit standen die Schnurrbartenden vor. Über einem schlichten, aber kostbaren Wams aus dunkelrotem Samt ruhte die schwere goldene Amtskette. In Händen trug er eine Rolle aus Pergament.

Als Ruhe eingetreten war, sprach er mit heller, klingender Stimme: „Ich spür's, was euch hierher geführt hat. Die Sorge um unsere gute Stadt steht euch allen auf dem Gesicht geschrieben. Zugleich aber auch der Stolz, daß ihr Danziger Kinder seid und in deutscher Zunge sprecht. Wir haben soeben eine harte Session mit der fremden Gesandtschaft hinter uns. Die polnischen Herren taten sehr von oben herab, als ob wir andere Menschen wären wie sie. Mag sein, daß wir es sind. Aber wenn es der Fall ist, so hat uns der Herrgott aus kernigerem und gesunderem Holze geschnitzt als jene. Wer mit offenen Augen durchs Land reist und die Dinge sehen will, wie sie sind, der kann die Grenze leichtlich erkennen, wo deutsche Ordnung und polnische Mißwirtschaft sich scheiden. Dem Himmel sei es geklagt, die fremde Flut ist weit genug in preußische Lande eingedrungen. Was ehemals blühend und gesegnet war, ist verschlampt, verkommen und verdreht. Kein deutscher Mann fühlt sich mehr wohl. Wir alle sehnen uns nach Ordnung und Ruhe, um mit fleißiger Hand und rührigem Geist schaffen und arbeiten zu können. Nun hat Stephan Bathory uns wissen lassen, daß er sich als unser König und Herr fühle. Er wiche auch nicht vom Throne, selbst nicht vor des Kaisers Gewalt. Ich habe aber dagegen gehalten, daß wir vom Kaiser nicht lassen könnten. Er gälte uns allein als Polens rechtmäßiger König. Und für die Stadt ergäbe sich Unglück, übte sie schmählichen Verrat am Kaiser. Die polnischen Herren wollen es Stephan Bathory berichten, was sie von mir erfahren haben. Es hat ihnen kaum lieblich im Ohr geklungen, sie hatten anderes erwartet. Ich gebe mich aber der Hoffnung hin, daß die drei Ordnungen der Stadt, Ratmannen, Schöffen und Gewerke, mit mir eines Sinnes sind. Ist dies der Fall, so gebt es mir zu erkennen!“

Ein Gewirr von Armen flatterte empor, und mancher Jubelschrei ward laut. Konstantin Ferber hob dankend die Rechte und wollte sich zurückziehen. Da trat aber der Aldermann der Fleischer vor, räusperte sich aus der Tiefe seiner mächtigen Brust und sprach: „Mit Gunst, Herr Bürgermeister, vernehmt ein Wörtlein von mir. Ein Wörtlein, von dem ich weiß, daß vieler Bürger Wünsche hinter ihm stehen. Uns kommt es wenig darauf an, ob der Kaiser Maximilian oder sonst wer

auf Polens Thron sitzt. Wenn es nur ein Mann ist, der Recht von Unrecht unterscheiden kann, deutsche Art und Zucht achtet, der Stadt Rechte und Gerechtfame samt und sonders anerkennt und uns davor bewahrt, mit polnischem Geschmeiß, mehr als es not tut, zusammengekommen. Mit Gunst, Herr Bürgermeister, dies ist meine bescheidene Meinung, und es stehen gewißlich viele dahinter —“

Der Aldermann hatte noch mehr auf dem Herzen, aber ein gewaltiges Losen unterbrach ihn. Was sich an Erregung und Leidenschaft in der Brust von Tausenden angesammelt hatte, sprengte sich gewaltsam frei. Aus dem Rufen und Schreien entstand eine einzige, machtvolle Forderung. Sie brandete an den Häusern empor und brachte die Luft zum Schüttern, sie hämmerte sich in aller Ohren und griff auch dem Bürgermeister ans Herz, — nicht um Maximilians willen stand man Stephan Bathory entgegen, dem Polentum galt es sich entgegenzuwerfen, das mit fressender Gewalt um sich griff. Frei und deutsch wollte man bleiben, eine Stadt für sich nach eigener Art und mit eigenem Gesetz; eine Stadt, die neben dem polnischen Thron, aber nicht unter ihm stand.

Konstantin Ferber war nur für eines Augenblicks Spanne von der aufbrausenden Erregung betroffen gewesen. Nun stellte er sich um so stracker hin, von dem Wunsche beherrscht, auch diese Gewalten meistern zu können, hob die Rechte und begann, als das Loben verklungen war: „Mit Freuden vernehme ich euer Gelöbniß, treu zur Stadt stehen zu wollen. Glaubt mir, der Rat schreckt selbst vorm Außersten nicht zurück, wenn anders der Friede sich nicht wahren läßt. Bevor aber die Gewalt der Waffen spricht, muß weise Verhandlung vorausgehen, nicht einmal, sondern dreimal! Denn die Leidenschaft ist noch immer ein schlechter Berater gewesen. Sie hat schon manchen Mann blind und taub gemacht. So bitte ich auch euch, vertraut mir und dem Rat. Unsere Ehre ist eure Ehre, es geht um Danzigs Wohl und Wehe!“

Hinter dem Bürgermeister und den Ratmannen schloß sich die Thür. Die Menge wogte durcheinander. Einig war sie sich nur darin, daß man der polnischen Frechheit überdrüssig war und vom polnischen Schmutz verschont bleiben wollte. Im übrigen gab es viele, die mit dem Stadtoberhaupt fürs Ver-

handeln waren. Nur die Fleischer und ihr Anhang hätten am liebsten sogleich die Waffen hervorgeholt, um gegen die verhaßten Polen loszuschlagen.

* * *

Konstantin Ferber hatte mit seinen Vertrauten und Beratern auf der Diele seines Hauses Platz genommen. Mit Kunstschätzen aller Art war der prunkvolle Raum überfüllt. Der Hausherr rührte an einem silbernen Läutewerk, ein Diener erschien: „Bring' uns zu trinken, vom guten Rheingauer!“

Die Männer blieben stumm, jeder ging seinen Gedanken nach. Erst der Wein öffnete ihnen die Lippen. „Auf Blühen und Gedeihen unserer guten Stadt!“ hatte des Bürgermeisters Trinkspruch gelautet.

Der Ratmann Lukas Blumenstein ließ den Hausherrn während der einsetzenden Unterhaltung nicht aus den Augen. Er war ein Schwärmer in kirchlichen Dingen, eingeschworen auf die Wittenberger Lehre und hart und unduldsam, wo einer nur um Fingers Breite von ihr abwich. Als Führer einer kleinen Gemeinde, die sich „die Kindlein Christi“ nannte, hatte er sich daran gewöhnt, alle Fragen mit seiner religiösen Überzeugung zu verquicken. „Und ihr seid wirklich entschlossen,“ so begann er mit seiner näselnden Stimme, „Euch zu Verhandlungen herzugeben, wenn Stephan Bathory es wünscht?“

„Ich halte es für meine Pflicht, um das Schlimmste abzuwenden, so lange es möglich ist!“ Konstantin Ferber schaute ihm fest ins Antlitz.

„Ich bewundere den Mut, daß Ihr abermals Euren Kopf dem von Rom verhätschelten Löwen in den Rachen zu stecken gedenkt. Meiner Treu — Ihr könntet genug davon haben! Schon einmal hat Euch der Pole aus solchem Anlaß schmachlich verstrickt und festgesetzt —“

„Für die Dauer von zwei Jahren“, stellte Peter Behme fest.

„Nicht kürzer und nicht länger!“ Lukas Blumenstein nickte.

„Und nun seid Ihr noch immer nicht geheilt?“

Konstantin Ferber schlürfte vom Wein. „Ich betonte schon“, warf er mit Nachdruck hin, „daß ich es für meine Pflicht halte —“

„Herr Bürgermeister, geht Ihr darin nicht zu weit?“ Georg Rosenberg, ein Mann, dem die Treue auf dem Gesicht geschrieben stand, ereiferte sich. „Zumindest solltet Ihr es nicht sein, der sich an den polnischen Hof begibt. Schickt einen anderen!“

Doch das Stadtoberhaupt wehrte mit steif gerecktem Zeigefinger ab: „Soll man mich als feige schelten? Verhandeln kann man nur an Ort und Stelle, Vollmachten sind ein übles Ding. Wer trägt die Verantwortung für die Stadt, wenn nicht ich? Gebt Euch keine Mühe, mich umzustimmen. Wenn Stephan Bathory zu verhandeln wünscht, so stelle ich mich, damit basta!“

Lukas Blumenstein drehte an seinen schweren Fingerringen. „Wenn man Euch so reden hört, fast kommt man auf den Verdacht, Euch zöge etwas besonderes zu dem katholischen Fürsten, etwas Innerliches, wenn ich so sagen darf. Aber Ihr seid ja wie ich ein guter Lutheraner —“

„Herr Lukas —“ der Bürgermeister war aufgesprungen — „Daß Ihr an solcher Rede ersticken möchtet! Wollt' Ihr etwa behaupten, ich hinge insgeheim dem Polen oder gar seinem Glauben an?“

Der Ratmann kroch auf seinem Armstuhl in sich zusammen, einem Hunde gleich, der sich vor Schlägen fürchtet. „Gemach, gemach“, stieß er hervor, und dann nach einer Weile: „Ihr habt mich mißverstanden, an Eurer Ehrenhaftigkeit —“

„Wagt es, an ihr zu zweifeln!“ Zu voller Größe aufgereckt stand Konstantin Ferber vor ihm, seine Stimme grollte. „Wenn ich zu den Polnischen gehe, so kann mich das den Kopf kosten. Bedenkt das, ihr Herren! Sei's drum, ich gebe ihn hin, gewinnt Danzig nur seinen Vorteil!“ Mit festen Schritten maß er die Diele. Leise klirrte ein leeres Glas auf der marmornen Tischplatte.

Peter Behme, der des Hausherrn Schwager war, erhob sich. „Werte Freunde, gebt Frieden“, mahnte er. „Wozu sich gegenseitig die Hände abhacken, wo der Feind vor den Thoren steht!“

Keiner antwortete, der Bürgermeister blieb bei seinem Auf- und Abgehen. Lukas Blumenstein verfolgte ihn noch immer mit erregten Blicken. Ganz langsam schälte er sich aus seinem Armstuhl empor. „Ich denke, wir sind samt und sonders ein

wenig abgepannt. Die Sitzung mit den polnischen Gesandten . . .“ Er streckte Konstantin Ferber die Rechte entgegen. „Nichts für ungut — ein unbedachtes Wort sei vergessen.“

Hart blieb der Bürgermeister stehen. „Meint Ihr's ehrlich mit dem Bedauern?“

Blumenstein nickte: „Sicherlich!“

„Gut, so sei das Schandwort abgetan. Doch ich rate Euch gut —“ noch einmal brauste die Stimme auf — „laßt es Euch nicht ein zweites Mal beifallen, mich schimpflich zu verdächtigen.“

Auch die anderen gingen, Peter Behme nicht ohne Bedauern, daß die Kanne Rheingauer nicht einmal geleert sei! Aber Konstantin Ferber hörte nicht auf dem Ohr. Die Mißstimmung über das Vorgesfallene fraß trotz der Entschuldigung tief in seinem Herzen.

Als letzter von allen schied der Stadtssekretär Kaspar Schütz. Eine Professur in Königsberg hatte er seiner jetzigen Stellung zuliebe aufgegeben. Groß war sein Ansehen in der Stadt. In den Rechtswissenschaften nahm es so leicht keiner mit ihm auf. Er verbeugte sich tief vor Konstantin Ferber und sagte mit einem feinen Lächeln, als er wieder aufgetaucht war: „Wenn Ihr zu den Polnischen geht, Herr Bürgermeister, so laßt nur das Eine nicht außer Acht — wer bei ihnen nicht schmiert, wird nicht allzu weit fahren können.“

* * *

Der Ratmann Lukas Blumenstein weilte daheim in seinem Arbeitszimmer. Die Ereignisse des Tages gingen ihm nach. Das war es aber nicht allein, was den kränklichen und frühzeitig gealterten Mann ruhelos hin und her trieb; vom Armfessel zum Fenster, das nach dem Langenmarkt führte, dann wieder auf die Diele, die neben dem Arbeitszimmer lag, und zurück zum Armfessel. Mit einem schweren Seufzer nahm er Platz. „Ist's das Gewissen?“ fragte er sich selber.

Dann hörte er gleich wieder mit vorgerecktem Kopf zur Straße hin. Tritte nahten, harte, schwere Tritte . . . doch sie verklangen. Es war nur ein Vorübergehender gewesen. Herr Lukas zog seine Uhr zu Rate, die Zeit war längst überschritten . . .

Abermals klangen Tritte; näher und näher . . . der Klopfen an der Haustür schlug an, nicht allzu laut, aber doch recht vernehmlich. Herr Lukas fuhr zusammen. „Ein Unrecht ist's“, murmelte er und erhob sich, „ein Unrecht . . .“

Sein Diener trat ein, ein Mann mit einem Fuchsgesicht, ständig die Ohren zum Auffangen von Neuigkeiten aufgesperrt und in jedem Ding seinen Vorteil witternd. „Herr Kaspar Göbel ist gekommen und möchte Euch gerne sprechen.“

„Herr Göbel?“ Der Ratsherr tat baß erstaunt, obwohl es jußt der Besuch war, den er erwartete. „Laß ihn eintreten, was mag er wollen?“

Der Diener ging, über sein Gesicht glitt ein verschmiztes Lächeln. Ihm war die Unruhe seines Herrn keineswegs entgangen.

Der Münzmeister trat ein. Mit einem raschen Blick vergewisserte er sich, wie es um des Hausherrn Stimmung stand. Dann verbeugte er sich; nicht gerade unterwürfig, aber doch voller Ehrerbietung.

Zögernd schritt ihm Herr Lukas entgegen, bot ihm die Hand und sagte: „Ich dachte schon, Ihr kämet nicht mehr und war dessen beinahe froh, denn nach Euren letzten Andeutungen, die Ihr mir in der Gesellschaft der Kindlein Christi machtet, muß ich fast fürchten, daß Ihr mit Eurem Begehren — wie soll ich sagen — auf Wegen wandelt, die nicht gerade, sondern krumm sind und Ziele anstreben . . .“ Obwohl er keinen Reiz verspürte, begann Herr Lukas doch zu hüsteln. Er war ihm peinlich, weiter zu reden. Unter dem forschendem Blick des anderen fühlte er sich unsicher werden.

Kaspar Göbel hob bedauernd die Schultern und strich dabei gleichzeitig das Spitzengekröse an seinem linken Armel liebevoll zurecht. „Herr Blumenstein“, begann er, und seine Stimme klang weich und salbungsvoll, als predigte er das Wort der heiligen Schrift, „Gottes Wege sind unerforschlich und wir Menschen sind Sünder allzumal. Wenn ich wirklich auf krummen Wegen wandle, so suche ich doch die Wahrheit. Was hülfse es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?“

Der Hausherr wies auf einen Stuhl, sie nahmen beide Platz.

„Und doch —“ Herr Lukas knüpfte an das letzte Wort seines Gastes an — „strebt Ihr nach Macht! Ihr selbst habt mir gestanden, daß Euer Ansehen bei den Gewerken mächtig im Wachsen sei, ja daß im Grunde genommen die ganze dritte Ordnung hinter Euch stünde.“

Kaspar Göbel hatte Mühe, ein selbstgefälliges Lächeln zu unterdrücken. „Wenn ich das hervorhob“, entgegnete er, „so geschah es nur, um Euch darzutun, daß Ihr einen starken Rückhalt finden würdet, falls Ihr Euch entschließt —“

Lukas Blumenstein wehrte mit hochgereckten Händen ab: „Davon ist nicht die Rede, daß ich mich auf die Gewerke stützen würde, um einem störrischen Rat — wie soll ich sagen — Vernunft beizubringen —“

„Wie wolltet Ihr es sonst erreichen?“ Ganz gleichmütig klang die Frage, aber Göbels große, dunkle Augen funkelten nur so über den Hausherrn hin.

„Vergeßt nicht, daß ich selbst zum Rat gehöre und aus altem Geschlecht bin!“ Herr Lukas richtete sich empor, aber er fühlte, daß seine Worte ihren Eindruck verfehlten.

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ so scholl es ihm feierlich entgegen. Und nach einer kleinen Weile: „Herr, ich bin nicht wert, daß Du unter mein Dach gehst.“

Herr Lukas ließ den Kopf sinken und seufzte. Und nach längerem Abwarten fragte er: „Und Ihr glaubt wirklich, daß die Gefahr besteht, unsere gute Stadt möchte dem Teufel ausgeliefert werden?“

Mit veränderter Stimme, geschäftsmäßig kühl entgegnete der Münzmeister: „Auf viele Ratsherren ist kein Verlaß. Sie sind lau im Glauben und wähen, die Wittenberger Lehre läge schon wieder hinter uns. Auch der Stadtsyndikus Heinrich Lemke denkt so. Ganz unverhohlen neigt er zum Calvinismus. Und was Herrn Ferber anbetrifft — Ihr selbst habt mir den Floh ins Ohr gesetzt, daß seine Verhandlungsbereitschaft mit den Polen ganz anderen Gründen entspränge, als nur unserer Stadt Nuß und Frommen im Auge zu behalten.“

„Dieserhalb bin ich heute hart mit ihm aneinander geraten.“

„Und was sagte er?“

„Konstantin Ferber? Se nun, er leugnete es ab, daß er mit Stephan Bathory sein eigenes Garn spünne, und wurde

dabei so hochmütig und herrisch —“ Blumenstein stemmte sich halb im Sessel hoch und kreischte es hervor, — „daß einem der Wurm der Wut bis in den Hals kroch. Am liebsten hätte ich . . .“

Er verstummte und sank wieder in sich zusammen.

Raspar Göbel verzog keine Miene. „Meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig, so hat der Herr uns wissen lassen“, sagte er mit bewegter Stimme. „Und danach lebe und handle ich. Die zur dritten Ordnung gehören, seht, Herr Blumenstein, das sind die wirtschaftlich Schwachen, die allein von ihrer Hände Arbeit leben und oftmals nicht wissen, ob sie im eigenen Bett oder im Siechenhaus dereinst ihr letztes Stündlein werden erwarten müssen. Für sie einstehen bringt hohen Gewinn, denn es ist ein gottwohlgefälliges Werk. Zumal in einer Stadt, wo Satanas unter dem Räte umgeht und mit seinen Irrlehren die Köpfe verwirrt.“

Eine ganze Weile blieb es stumm im Zimmer. Bis der Hausherr die Unterhaltung wieder aufgriff: „Und was meint Ihr, daß ich tun soll?“

Raspar Göbel rückte ein wenig näher mit seinem Stuhl, und was er jetzt sagte, klang ganz vertraulich: „Die Gewerke stehen hinter Euch, Herr Lukas. So ich nur den Finger hebe, habt Ihr ihre Stimme. Sie sind davon durchdrungen, daß Ihr fest zur Wittenbergischen Lehre haltet und die Teufel anderer Lehren mit harten Fußritten abfertigt. Was Ihr tun sollt? Nun, mit wenigen Sägen, es ist nicht viel und bedeutet doch eine Menge! Ihr wißt, daß man den Gewerken die Teilnahme an den Administrationen der Stadt zwar zugesagt, aber immer wieder vorenthalten hat. Setzt Ihr Euch dafür ein, daß nun endlich ein versprochenes Wort eingelöst werde, so seid Ihr Danzigs mächtigster Mann. Und das zu einer Zeit, wo das Blut unter allen Bürgerleuten heftig gegen die Polnischen kreist, und wo Stunden und Tage kommen können, die höchsten Ruhmes angefüllt sind!“

Mit erhobener Stimme hatte der Münzmeister geschlossen. Vom Schwung der eigenen Worte hingerissen, streckte er dem Ratmann die Hand entgegen: „Schlagt ein, Herr Lukas!“

Da entstand draußen auf der Diele ein lautes Gepolter, und eine kräftige Stimme schrie: „Verfluchter Lauscher, hab

ich Dich endlich erwischt!“ Man hörte klatschende Schläge, Geschrei und Gestampfe . . . eine Tür schmetterte zu, vorbei war der Lärm.

Am Herrenzimmer klopfte es, und ohne einen Zuruf abzuwarten, trat Herrn Lukas Sohn ein. Weinröte stand ihm im Gesicht. „Vater“, sprudelte er hervor, „den hab ich aber gründlich ausgestäubt.“

„Wen, Jakob? Was hast Du getan?“

„Nun, Erminio, Deinen Diener, dem Langohr und Wort-auffsnapper hab ich das Leder versohlt, weil er wieder einmal —“ der junge Blumenstein beugte sich zur Anschaulichmachung seiner Worte hinab und geriet dadurch ins Taumeln — „mit seinen ungewaschenen Laufschern am Schlüsselloch geklebt hat. Die Reitpeitsche habe ich genommen, huii, die pfiß!“ Er fuchtelte mit dem Arm durch die Luft.

„Und nun, — was nun?“

„Nun wird er das Horchen lassen. Gebranntes Kind scheut das Feuer.“

Herr Lukas schüttelte mißbilligend den Kopf. „Dein Tun war nicht weise. Wir sprechen uns später noch darüber. Laß uns jetzt allein.“

Jakob wollte noch etwas erwidern, aber des Vaters gebieterische Bewegung schnitt ihm das Wort ab. „Gut“, sagte er und schwankte davon. „Wie man es macht, macht man es falsch.“

„Junger Most“, erklärte Kaspar Göbel schonungsvoll. „Aber mit der Reitpeitsche — mir scheint, solche Schläge entzündn ein Feuer . . .“

Der Rathherr blieb die Entgegnung schuldig, und es dauerte geraume Weile, ehe sie ihre Unterhaltung wieder aufnahmen.

* * *

Als der Münzmeister sich heimwärts begab, prangte der volle Mond am nächtlichen Himmel. Sterne umsprühten ihn und tauchten mit ihrem Geglitzer bis in den Rücken der Häuser der Stadt. In sattem Blau schwelgte das Firmament. Es war, als hätte der Süden von seiner warmen Pracht dem grauen Norden abgegeben.

In der Ferne verloren sich Schritte. Auch menschliche Stimmen irrten herüber.

Jetzt rührte es sich in der Höhe. Das neue Glockenspiel auf dem Rathhausturm schlug hell und klar die erste Stunde an.

Raspar Göbel hob den Blick. Vom Mondlicht umflossen gleißte die vergoldete Wetterfahne auf dem reichgegliederten, zierlichen Helm des Turms.

Der Münzmeister blieb breitbeinig stehen, faltete die Hände über dem Leib und lachte: „Du dort oben, wie fühlst Du Dich?“ Nach dem Winde mußt Du Dich drehen und stellst doch Polens letzten, rechtmäßigen König dar, Sigismund August geheißten. Andere Zeiten kommen, warte es ab. Andere Zeiten und andere Männer, die keine Scheingrößen sind!“

Er begab sich weiter zur Ecke des Langenmarkts und der Kürschnergasse, allwo der Stadtbaumeister Hans Kramer ihm — drei Jahre waren es her — ein stattliches Haus errichtet hatte.

„Andere Männer werden kommen . . .“ Raspar Göbel schloß die Tür auf und verschwand.

Drohende Kämpfe.

Auf dem Bischofsberg, im Westen der Stadt, hatte sich eine Gruppe von Männern zusammengefunden. Prüfend ließen sie ihre Augen über Danzig und seine Umgebung schweifen. In voller Größe und Stattlichkeit wuchs die Marienkirche empor. Neben dem wuchtigen, schweren Turm, der trotzige Gelassenheit verriet, stachen, scharfen Nadeln gleich, Seitentürme und Dachreiter über den Dachfirst hinweg. Rechts von der Marienkirche reckte sich der lustige Bau des Rathhausturms und linkerhand grüßte Sankt Katharinen. Es war ein Bild, so lieblich und schön und zugleich von solcher Kraft, daß es manchem Beschauer das Herz aus Stolz auf die Heimat höher schlagen ließ.

Solcher Anlaß war aber von den Männern nicht gesucht worden, als sie sich auf dem Bischofsberg zusammengefunden hatten. Ganz etwas anderes hatte sie hergebracht. Man sah es ihren Mienen an, daß ernste Gedanken sie beschäftigten.

Einer tat sich mit Reden besonders hervor, Mathis Zizwitz mit Namen, ein pommerscher Edelmann, der in der Stadt Kriegsdiensten stand und sich noch immer als zuverlässig erwiesen hatte. „Ihr mögt es mir glauben oder nicht,“ sagte er und ließ seine Rechte hin- und hergleiten, als wollte er ganz Danzig umfassen, „wenn wir den Bischofsberg unbefestigt lassen, so klafft ein Loch in unserer Rüstung, durch das der Pole nicht nur mit dem Maul, sondern mit seinen Söldnern mir nichts, dir nichts durchmarschieren wird!“

Der Stadtbaumeister nickte: „Ihr könntet recht haben, Herr. Wenn der Rat mir die Mittel bewilligt, wenn er genügend Bewaffnete anwirbt, wenn der Pole uns Zeit ließe —“

„Papperlapp mit Euren Wenn's,“ fiel der Zizwitzer dem anderen grob ins Wort. „Sch sage, hier muß gehandelt werden.“

Stephan Bathory treibt Truppen zusammen. Seine Vorhut unter dem Obersten von Weiher, diesem Schandbuben, der sein Deutschtum verrät, haben sich schon in Marsch gesetzt. Mit der Zipfelmütze auf dem Kopf und in jeder Hand ein Wenn und Aber wehren wir ihn nicht ab."

Doch die anderen Herren des Kriegsrats — er setzte sich aus je zwei Mitgliedern der drei Ordnungen, außerdem aus zwei Handwerkern und vier Kriegsleuten zusammen — traten dem Stadtbaumeister zur Seite. Vor allem war es Peter Behme, der seine Partei ergriff. „So ist's immer gewesen,“ ereiferte er sich, „Kriegsleute werfen das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus. Wir Bürger aber, die wir wissen, was es heißt, sauer sein Brot zu verdienen —“

„Lut Ihr das auch, Herr Behme?“ Spott im Blick unterbrach Kaspar Göbel den feisten Ratsherrn. „Zumindest — man sieht es Euch nicht an.“

Einige lachten, doch der Gefoppte begehrte auf: „Bleibt mir mit Euren schäbigen Anwürfen vom Leibe!“

„Ihr Herren —“ Konstantin Ferber riß das Wort an sich — „wahrt Frieden! Größeres steht auf dem Spiel als der Austrag von Gehässigkeiten. Auch ich gebe dem Hauptmann von Zizwitz recht, der Bischofsberg ist eine Schlüsselstellung, gleich wertvoll für uns wie für den Feind. Da aber an begonnenen und noch nicht fertiggestellten Sachen viel zu tun bleibt —“ er wandte sich dem Stadtbaumeister zu — „ich erinnere nur an die Anlagen auf der Speicherinsel, an die Blockhäuser und Brustwehren an der Mottlau, ferner an die Bastionen vor dem Milchkannentor und bei der Barbarakirche —, so müssen wir auf den Bischofsberg meines Erachtens einstweilen verzichten. Und wenn ich mich nicht täusche, so wird meine Meinung von der Mehrzahl geteilt . . .“

Fast alle nickten ihm zu, und der Aldermann der Fleischer hob hervor: „Laßt zunächst den Damm über die Mottlau oberhalb der Stadt fertig aufwerfen. Ist dies Werk getan, dann mag der Pole nur kommen. Er ersäuft, wenn wir die Niederung unter Wasser setzen.“

Der Kriegsrat begab sich zur Stadt zurück. Der Zizwitzer polterte noch mit manchem kräftigen Wort, um für seine gesunden Ansichten zu werben, und man billigte ihm auch dies

und jenes zu. Aber mit allem kam er nicht durch. Nicht, als ob man faumselig oder gar knauserig gestimmt gewesen wäre. Ganz im Gegenteil! In weiser Voraussicht des unvermeidbaren Zusammenstoßes mit polnischer Herrschsucht hatten die Stadtgewaltigen seit Jahren alles getan, was in ihrer Macht und Möglichkeit stand, um sich auf die bewaffnete Auseinandersetzung vorzubereiten. Aber Konstantin Ferber hatte schon recht, wenn er sagte: „Und laßt Danzigs Befestigungswerke selbst von des Herrgotts Baumeistern verstärken, ein echter Kriegermann wie Matthis Zizwig wird nie und nimmer zufriednen sein.“

Der Bürgermeister nahm den pommerschen Edelmann beiseite. „Ihr wißt doch,“ fragte er ihn, „daß der Rat sich entschlossen hat, den Obersten Hans von Winkelburg für unsere gute Stadt zu gewinnen, wo Not und Sorge riesenhaft wachsen?“

Der Hauptmann nickte heftig. „Hab's vernommen, man hat's mir gesagt! Der von Winkelburg ist ein tüchtiger Mann. Anno 50 hat er sich bei der Verteidigung Magdeburgs gegen Moriz von Sachsen seinen Namen gemacht. Daß er's sein muß, macht's mir leicht —“

„Ihr seid nicht enttäuscht oder gar verdroffen?“

Da blickte der Pommer den Bürgermeister aus seinen hellen, blauen Augen an. „Kozverdamlich, bin ich ein Stänker oder Uebelnehmer? Wo's sich um eine große Sache handelt, hat sich jeder dem Ganzen zu fügen!“

Konstantin Ferber drückte dem geraden, aufrechten Manne die Hand. „Wenn alle so dächten wie Ihr, mir wäre leichter ums Herz! Nun laßt mich aber etwas anderes wissen — soll ich dem Drängen der dritten Ordnung nachgeben und die Verteilung des Bürgeraufgebots nach dem Geschmack der Gewerke vornehmen, so daß ein jeder ohne Rücksicht auf die Befestigungswerke in seinem Quartier verbleibt?“

„Dreißig Stände haben sie als Verteidigungsplätze vorgeschlagen?“

„Und siebenundsiebzig rechtsstädtische, zweiundvierzig altstädtische und dreißig vorstädtische Rotten. Führer sollen Ratmannen, Schöffen, Quartiermeister, Kirchenräte und Feuerherren sein, je nachdem, wie sich die Rotten zusammensetzen.“

„Mit anderen Worten“ — Matthijs Zizwig warf den stolzen Kopf zurück — „die von der dritten Ordnung wollen unter sich bleiben, wollen keinen Herrn unseres Standes als Rottenführer anerkennen?“

Konstantin Ferber nickte lebhaft. Seine Seele schwang mit der des pommerischen Edelmannes mit. „So ist es!“

Der Zizwiger lachte auf: „Laßt ihnen den Willen, Herr! Auch Schafe bekommen Mücken und gehen ihre eigenen Wege. Naht der Wolf, drängt sich alles wieder zusammen und trottet hinter dem Hirten her.“

„Ihr fürchtet nicht, daß ein Nachteil entstehen könnte?“

„Nein — kein erheblicher! Haben wir erst unsere fünf Fahnen Fußvolk beisammen und zwei Fahnen Reiterei, dann hat die Stadt ein Knochengerüst, das schon allerlei tragen kann. Und unsere Werbungen laufen gut, es finden sich handfeste Kerle zusammen, die schon bei manchem blutigen Strauß ihre Klinge gewetzt haben.“

„Haltet sie nur in straffer Zucht. Kriegsvolk haut leichtlich über die Stränge.“

Der Pommer hob die Schultern. „Wer jeden Tag sein Leben in die Schanze schlägt, dem darf man es nicht verargen . . .“ Doch er sicherte zu, alles zu tun, was Unheil abwenden könnte.

Als sie sich der Stadt näherten, kamen ihnen aus dem Hohen Thor heraus zwei Männer entgegen. Der eine war ein Graukopf mit verwittertem Gesicht. Ein dünner Bart umstoppelte sein Kinn. Er trug den Kopf gesenkt, so daß er kleiner erschien, als er war. Schwer schritt sein Fuß. Im ganzen Körper lag beim Gehen ein Schwanken. Der andere war noch ein jüngerer Mann. Lauernd ging sein Blick, Frechheit stand ihm auf der Stirn geschrieben.

Konstantin Ferber musterte die beiden beim Näherkommen. „Holla, ist das nicht Klaus Ohling?“

Anderer bestätigten es: „Wie er leibt und lebt!“

„Was mag der alte Brummbär wollen? Er hat schon manches im Schilde geführt, was unserer guten Stadt —“

Sie waren auf Rufsweite angelangt. Konstantin Ferber blieb stehen, mit ihm seine Begleitung. Der Alte und der Junge trotteten ihres Weges weiter.

„Klaus Ohling,“ Konstantin Ferber hob die Stimme, „wollt Ihr die Stadt verlassen? Und wohin, wenn's beliebt?“

Der Angeredete reckte den Kopf. Unter buschigen Brauen stachen ein paar scharfe Augen hervor. Er verhielt den Schritt, wandte sich um und erwiderte völlig unbekümmert: „Die Stadt verlassen? Jenun, mich dünkt, das hätt' ich schon getan. Jedenfalls, die Tore liegen hinter mir . . .“

Der Bürgermeister blies vernehmlich durch die Nase, um seine Mißachtung über die erhaltene Antwort auszudrücken. „Ganz recht, die Tore liegen hinter Euch, es könnte aber leicht eintreten, daß sie Euch dennoch festhielten, nämlich dann, wenn ich Befehl erteilte —“

Wie ein Ruck durchfuhr es den Alten: „Poß Hagel und Gewitterbö — Ihr wollt mir den Wind aus den Segeln nehmen?“

„Kraft meiner Vollmachten! Es liegt ein Beschluß des Rates vor, daß kein waffenfähiger Mann ohne Erlaubnis die Stadt verlassen darf.“

„Ich habe Erlaubnis! Will von Weichselmünde aus mit meinem Schiff gen Dänemark segeln. Habe mehrere Lasten Holz und Teer an Bord. 's wird der Stadt nicht zum Nachteil gereichen. Heringe bring ich zurück. Und wenn's mit den Polnischen zum Kriege kommt — ohne Fressen kann der Mensch nicht leben.“

Fast gleichzeitig traten Matthis Zizwig und Kaspar Göbel neben den Bürgermeister. „Laßt mich mit ihm reden“, bat der Pommer. Und der Münzmeister forderte: „Herr Ferber, ich möchte den Alten gern allein sprechen — wenn Ihr gestattet — nur auf ein Wort . . .“

Der Bürgermeister besann sich nicht lange. „Da es sich um einen noch waffenfähigen Mann handelt — bitte, Herr Matthis, wenn's beliebt . . .“

Der Stadthauptmann hakte den Schiffsführer vertraulich unter und zog ihn ein paar Schritte abseits. „Klaus Ohling,“ sagte er, „alter Sturmvogel — versteht Ihr den Bürgermeister nicht? Könnt Ihr ihm keine Sicherheiten geben?“

Der Schiffer blinzelte den adligen Herrn vertraulich an. Und sein Gesichtsausdruck war wie ausgewechselt. „Ob ich

ihn verstehe! Er hat Sorge, bin ich erst in See, dann könnte bei mir der Wind wieder einmal umspringen —“

„Vergeßt nicht, daß Ihr nur begnadigt seid! Von rechts- wegen müßten Eure gebleichten Knochen schon längst am Galgen auf dem Holzmarkt klappern.“

„Laß laufen die Schoten!“ Der Alte lachte. „Auch Gehängten gewährt man die Grabesruh, schon von wegen des Gestanks.“

„Euch hätte man aber baumeln lassen.“ Der Pommer kniff den Alten in den Arm. „Doch Spaß beiseite — jahrelang habt Ihr als Auslieger und Freibeuter in polnischen Diensten gestanden und Danzigs Handel schwer geschädigt. Tragt Ihr Euch etwa mit gleichen Plänen, wenn erst das Bollwerk von Weichselmünde hinter Euch liegt?“

Klaus Ohling ließ seine Augen rollen. „Wenn ich daran denke, daß ich länger als ein Jahr im Gefängnis habe schmachten müssen, dann kommt ein Zorn über mich — wie ein Wurm steigt's in mir hoch . . .“

„Ihr habt Euch durch Wort und Handschlag verpflichtet, der Stadt die Bestrafung nicht nachzutragen und auch keine Rache zu nehmen . . .“

„Einen leiblichen Eid hab ich sogar geschworen!“

„Und werdet ihn halten?“

Der Alte bekaute mit scharfen Zähnen seine Unterlippe. „Zu was ratet Ihr mir?“ brachte er schließlich hervor und starrte den Sunker aus grundehrlichen Augen an. „Die Freibeuterei war nicht schlecht. Und wenn es jetzt wieder Krieg geben soll —“

„Seid Ihr noch nicht am Ende?“ Ungeduldig mahnte Konstantin Ferber.

Der Zigwizer streckte dem Schiffer die Rechte entgegen: „Schlagt ein — mir zu lieb — tut nichts wider Danzig! Ist's nicht Eure Vaterstadt?“

Der Alte kraute sich am Kopf: „So ungefähr. In Brösen bin ich zur Welt gekommen. Wenn Ihr also meint —“

„Es soll Euer Schaden nicht sein, die Stadt wird Euch brauchen können.“

Da schlug der Schiffer in die dargebotene Hand. „Ihr habt mich damals überwältigt und gefangen genommen, als

der Herrgott meiner Freibeuterei, weil ich an Land gekommen war, ungnädig ein Ende setzte. Eurer Fürsprach verdank ich's aber auch, daß ich noch am Leben bin. So will ich mich erkenntlich zeigen — Euch zu liebe, Junker!"

Matthis Zizwig trat zum Stadtoberhaupt zurück. „Wir werden Nutzen aus ihm ziehen können. Belagert der Pole die Stadt, brauchen wir beherzte Männer, die den Weg über See nicht scheuen. Und Klaus Ohling fürchtet sich vor Tod und Teufel nicht.“

Abermals mischte sich Kaspar Göbel ein: „So ist auch meine Meinung. Vertrauen um Vertrauen. Gut ist's, wenn wir einen haben, der die Fahrt nach Dänemark kennt und auch antritt, sobald der Rat es wünscht.“

Konstantin Ferber warf dem Münzmeister nur einen flüchtigen Blick zu und entschied: „Gut, so mag Klaus Ohling seiner Wege gehen. Aber sein Begleiter? Was hat's mit dem auf sich? Ist das nicht überhaupt der Diener des Rats-herrn Lukas Blumenstein?“

„Mit Verlaub — ich war's!“ Der Angeredete trat vor. „Bin's aber seit gestern nicht mehr.“ Er fuhr sich mit dem Mittelfinger der rechten Hand im Halsausschnitt seines bunten Wamses hin und her und tat überhaupt sehr großspurig.

„Nehmt Ihr den jungen Menschen zu Euch an Bord?“ Konstantin Ferber wandte sich dem Schiffer zu. „Unerfahren wie er ist?“

Klaus Ohling schneuzte sich. „Fort mit Schaden, mir kommt's auf den Kerl nicht an. Hat sich mir nur von un-gefähr angeschlossen. Und da er gesunde Knochen hat —“

„So bleibt er in der Stadt!“

„Herr Bürgermeister, das ist Vergewaltigung! Ich zähle dreiundzwanzig Jahre, bin außerdem von Vaters Seite ein Elbinger Kind —“

Doch Konstantin Ferber ließ sich auf nichts weiter ein. Er gab den begleitenden Stadtknechten einen Wink. Die packten den Burschen derb am Arm und machten es ihm auch sonst begreiflich, daß er sich zu fügen hätte.

Klaus Ohling rührte an seiner Kappe und schritt davon mit seinem schweren, schwankenden Gang.

Der Kriegsrat begab sich aber zum Hause des Rats, um schriftlich niederzulegen, was bei der Besprechung auf dem Bischofsberg vereinbart und entschieden war.

* * *

Es war am gleichen Abend. In goldrot strahlender Pracht tauchte die Sonne unter. Und über ihrem Ruhelager glomm es purpurn auf. Ein Lusthauch tändelte neckend einher. Er brachte hängende Wäsche zum Flattern, trieb ein Stücklein Silbergespinnst, das eine Schöne vom Rocksaum verloren hatte, vor sich her und durchwirbelte auch das Haar des jungen Burschen, der sinnend auf der Seite lag, im grünen Gras, wo Ziegen weideten, dicht vorm Haus seiner Großmutter.

Ein leichter, federnder Schritt ward hinter ihm vernehmbar. Er wandte sich kaum um. Wer nahte, wußte er. Die Schwester war es. Sie glitt neben ihm ins Gras, rupfte ein paar Blumen aus, zerpflückte sie und streute die Reste von sich.

„Nun sag doch schon ein Wort,“ fuhr es ihr heraus. „Sonst redest du mehr, als einer vertragen kann, und heute —“

Der Bruder wandte sich ihr langsam zu. „Wer es hat mit anschauen müssen, daß auch Du Dich wegwerfen kannst —“

„Bernd!“ Sie griff nach seiner Hand und vergrub ihre Nägel tief in der Haut. „Sag solch Schandwort nicht noch einmal!“

Er machte sich gelassen frei und wiederholte: „Daß auch Du Dich wegwerfen kannst, dem verdorrt die Junge vor Weh.“

Da erhob sie sich wieder in gezielter Eitelkeit und sagte spitz: „Du bist eben zu jung, um zu verstehen, was mich bewegt. . .“ Leichtfüßig, wie sie gekommen war, schwebte sie davon und begab sich ins Haus. Aber nur für kurze Zeit. Sie holte sich einen Umlegekragen aus ihrem Stübchen und ging dann ein paar Häuser weiter zu einer Freundin.

Bernd Landewig richtete sich langsam auf, pflockte die Ziegen ab, trieb sie in den Stall und setzte sich auf die Bank vor der Haustür.

Es währte nicht lange, daß von drinnen eine Frauenstimme vernehmbar ward: „Wer sitzt auf der Bank? Bist Du es, Bernd?“

„Ja,“ sagte er und stand auf. „Soll ich dich holen?“
„Tu's, mein Jung.“

Da schritt er ins Innre, um die blinde Greisin ins Freie zu geleiten. Elf Jahre war es schon her, daß die Eltern gestorben waren, beide am selben Tage. Eine schlimme Sucht hatte sie hingerafft. Seitdem wohnten die Schwester und er mit der Großmutter allein im Haus.

„Es ist ein schöner Abend“, lobte die alte Frau. „Ich habe ein wenig im Stuhl geschlafen, nun bin ich wieder munter. Was soll man machen, so für sich . . .“

Sie nahmen Platz. Er ließ ihr seine Hand. Von Herzen hingen sie aneinander.

„Was hat es heute besonderes gegeben?“ fragte sie.

„Du meinst bei Meister Kramer? Ach, in seinem Kopf schwirrt es nur so von Plänen! Auf dem Bischofsberg sind die Herren gewesen — weißt Du, Großmutter, die Herren, die den Kriegsrat bilden.“

Frau Tutte hielt sich die Ohren zu. „Red nicht immer von Kriegsrat und Krieg, Du bist ein garstiger Jung!“

„Großmutter, wenn aber die Polnischen kommen! Willst Du, daß die Fremden von Deinem Haus Fenstergeld erheben?“

„Die Polnischen von meinem Hause Fenstergeld . . .?“

„Oder daß sie bei uns als gebietende Herren aus- und eingehen?“

„Diese Schwäger und Schmierfinken? O, ich kenne die Polnischen gut. Als ich noch ein junges Ding war und mich vor den Mannsleuten schon sehen lassen konnte, da hat es solch ein Laffe gewagt — Fasnacht war es und Mummen-schanz — mir unehrerbietig zu nahen. Weißt Du, was ich tat?“ Die Großmutter holte mit dem Arme aus. „Ich habe ihm ein Pflaster gegeben, das ihm sein freches Mundwerk verschloß und ihn auf andere Gedanken brachte.“

„Siehst Du, Großmutter“ — Bernd hatte seinen Kummer über die Schwester vergessen — „just dasselbe will auch unsere Bürger-schaft tun, wenn sie wider die Polnischen rüstet. Wir wollen sie verpflastern und verpfeffern, daß ihnen nach deutscher Kost für lange Zeit nicht mehr gelüstet.“

„Und Du — Du willst schon mitmachen? Du mit Deinen sechzehn Jahren?“

Bernd bekam einen roten Kopf. „Warum nicht, Großmutter? Was die Kräfte anbetrifft, so nehm ich's mit manchem

Alteren auf. Und sie sagen, alle müßten helfen, jede Faust sei wichtig . . ." Er verstummte. Ihm schoß durch den Kopf, was er heute mit der Schwester erlebt hatte.

Und seltsam — auch die Großmutter mußte jetzt an ihre Enkelin denken. „Wo steckt die Trude?“ erkundigte sie sich. „War mir's doch vorhin, als wär sie ins Haus geschritten.“

„Sie ist nicht hier, Großmutter.“

„Wo ist sie denn?“

Bernd zuckte mit den Achseln. „Fort!“

Wenn die Großmutter auch blind war, so hatte sie doch ein feines Gefühl für alles, was sich in ihrer Umgebung abspielte. „Habt ihr euch gezankt?“ fragte sie.

„Nein, Großmutter.“

„Hat es sonst Ärger gegeben?“

Lügen konnte Bernd nicht. So kam es denn zögernd heraus: „Ja, das hat's.“

„Und welchen? Kann ich ihn glätten?“

Bernd blieb stumm, ihn quälte die Frage: „Hast du ein Unrecht darauf, den Angeber und Kläger zu spielen?“

Während er es sich noch überlegte, kam ihm die Großmutter schon wieder zuvör: „Du möchtest wohl nicht pezen? Zu mir darfst Du schon Dein Herz erleichtern, ich bin alt und verschwiegen.“

Da drang es ihm warm in die Augen. Ja, das war das richtige Wort. Er mußte sein Herz erleichtern, eine schwere Last lag sonst auf ihm. Und mit fliegender Stimme begann er zu berichten: „Ich komme heute über die Langgasse, im Auftrag meines Meisters, da schaffen Stadtknechte einen Menschen vorbei, der störrisch und widerseßlich war, so daß ein Schwarm von Neugierigen folgte. Ich frage den einen: ‚Was ist's mit dem in der Hand der Knechte?‘ Der, den ich frage, gibt mir zur Antwort: ‚Ausreißen hat er wollen, um sich vom Kriegsdienst zu drücken, und ist dabei seit Jahr und Tag zwischen Danzigs Mauern anfässig!‘ Ich sehe genauer hin und erkenne in dem, den sie abführen, Erminio Pankert, des Ratsherrn Lukas Blumenstein Diener. ‚Nanu,‘ ruf ich aus, sollt man's glauben?‘ Im selben Augenblick ertönt eine Weiberstimme — einer der Stadtknechte hatte gerade dem Erminio das Weitergehen begreiflich machen müssen — und Trude, unsere Trude

stürzt vor, zerrt den einen Stadtknecht am Arm und begehrt: „Gebt den Burschen frei, er soll nicht hinter Schloß und Riegel, er soll auch nicht wider die Polnischen kämpfen, andere mögen sich den Schädel einschlagen, nur nicht der Erminio!“ Mir war's, als müßte ich vor Scham in den Boden versinken. Unter den Gassern gab es aber ein Gelächter. Der Stadtknecht stieß die Trude zurück, Pankert riß sich los, eine wilde Jagd begann. Trude will mit, ich halte sie fest, da schlägt sie nach mir — ja, Großmutter, das hat sie getan! Sie hatten den Erminio bald wieder gefangen und führten ihn ab ins Rathaus. Ich ließ die Schwester aber stehen und bin meiner Wege gegangen.“

Ganz leise waren seine Worte verklungen. Doch als die Großmutter schwieg, fügte er hinzu: „Nun bring Du's wieder in die Reihe, was zwischen mir und der Trude liegt.“

Der Abendpurpur war verglüht. Nur in einer einsam segelnden weißen Wolke, dünn fast wie ein Schleier, hielt sich ein Rest von seinem Brunken. Silbergrau verfärbte sich der Himmelsdom, und mit neugierigem Geglitzer lugten die ersten Sterne hervor.

Die Großmutter seufzte auf: „Ich habe es kommen sehen“, klagte sie. „Die Trude ist anders wie Du, sie schlägt nach ihrer Mutter. Der stak die Eitelkeit in den Gliedern, und wenn sie einem Manne gefiel, so war es ihr allemal ein Fest. Erminio Pankert — ich weiß, er ist hinter der Trude her, sie hat's mir erzählt und nun vergißt sie sich so weit —“

„Just einem solchen Laffen gegenüber —“ Bernd beehrte auf —, „der ein halber Welscher ist und sich vor Kugelgruß und Schwertschlag fürchtet!“

„Das macht es nicht, das macht es nicht!“ Großmutter schüttelte die zittrigen Hände. „Die Hauptsache bleibt, daß sie sich öffentlich auf der Gasse vor viel Volk erniedrigt hat. Nichts soll der Mensch sorgsamer hüten als seinen guten Ruf.“

Bernd sprang auf beide Beine. „Bring Du's ihr bei, Großmutter. Auf mich hört sie nimmer. Sie trotzt darauf, daß sie die Ältere sei.“

Die Greisin nickte vor sich hin, wehe Gedanken quälten sie. „Wenn ich einmal nicht mehr bin, was dann?“ Und sie

betete insgeheim zum lieben Gott, er möchte ihrem Enkelkinde einen rechtschaffenen Ehemann zuführen. —

Als Trude von der Freundin heimkehrte, war die Bank vor dem Hause leer. Die Thür war nur angelehnt. Das junge Ding schlüpfte hinein. Schon federte ihr Fuß über die Treppe, die nach oben führte, als Großmutter's Stimme erklang, ganz tief, fast wie aus einem Geistermunde.

Trude erschrak, verhielt den Atem und blieb stehen.

Noch einmal rief die Großmutter.

Da schlich Trude zu ihr hin. Trotz und Reue rangen in ihrem Innern um die Oberhand.

Die Greisin saß in ihrem hohen Stuhl. Dunkel war es in der Kammer, vom Mondlicht schnitt ein scharfer Strahl hinein. Er traf aber nur das Kreuzifix an der Wand und ließ die messingnen Blumenkästen auf dem Fensterbrett leuchten.

„Komm dicht zu mir heran,“ forderte die Stimme der Alten.

Trude tat es.

„Knie nieder, damit ich Dich mit meinen Händen segnen kann.“

Das junge Ding gehorchte, obwohl der Trotz noch immer nicht schwieg.

Langsam senkten sich die runzligen Finger auf den vollen, blonden Mädchenscheitel. Und aus den kühlen Händen strömte eine zwingende Gewalt.

„Ich weiß, mein Kind,“ so sprach die Alte, „daß Jugendblut und Jugendwille oftmals schwer zu bändigen sind. Doch schneller als sie stürmt das Unheil dahin. Unwiderusslich! ist seine Losung. Und tausend bittere Tränen, aus dem Born der Reue geschöpft, vermögen den Kelch der Tugend nicht zu füllen, hat das Unheil ihn erst geleert. Habe ich Dein Vertrauen, mein Kind?“

Unter Schluchzen zuckte der Leib des jungen Mädchens.

„Dein volles Vertrauen?“

„Ja, Großmutter!“

„So erzähle — wie steht es mit Dir, daß Du den Spott der Straße nicht fürchtest?“

„Ich habe den Erminio von Herzen lieb. Er hat mir die Ehe versprochen! Und dann das Mitleid, das große Mitleid . . .“

„Mitleid — für ihn? Warum?“

„Seines Herrn Sohn, der Jakob Blumenstein, hat ihn mit der Reitgerte geschlagen, und der Ratmann hat ihm dazu noch den Laufpaß erteilt. In seiner Verzweiflung hat er nach seiner Heimat, nach Elbing, gewollt, wo seine italische Mutter lebt. Nun haben sie ihn festgenommen und roh mißhandelt —“

„Ist er völlig unschuldig?“

Die Antwort blieb aus. Und die Großmutter fuhr fort: „Warte es ab, wie sich alles entwickelt, und greif Du in Dein Schicksal nicht mehr ein. Es tut nicht gut und ist immer falsch, wider die Obrigkeit anzugehen. Ist der Bankert ein redlicher Mann, so wird ihm auch der Rat nichts anhaben. Ist der Rat aber gegen ihn, so schlage ihn Dir getrost aus dem Sinn.“

Die Enkelin wimmerte: „Ich kann's nicht, Großmutter, es drängt mich zu ihm, täglich mehr!“

Da wurde die Alte hart: „Wer sich nicht selbst bestiegen kann, hinter dem steht wahrlich der Teufel und wartet nur auf den Augenblick, wo er zugreifen soll. Geh jetzt in Deine Kammer und beschlafe meine Worte. Morgen mit dem frühesten will ich Dich wieder sprechen.“

Trude schlich fort. Und in ihr Kopfkeil weinte sie heiße Tränen.

Im Artushof.

Der Sommer war vergangen. Und wenn der Wind sich hob, so trieb er schon die ersten dürren Blätter raschelnd vor sich her.

Stephan Bathorys Macht hatte sich gefestigt. Nur wer es unbedingt nicht wahrhaben wollte, konnte die Fortschritte ableugnen. Trotzdem — gegen Danzig hatte er das Schwert noch immer nicht erhoben. Boten und Gesandte wanderten zwischen ihm und der Stadt hin und her. Stephan scheute sich vor Anwendung der letzten Gewalt. Und der Rat ließ es sich angelegen sein, jeden Faden, der sich noch als verhandlungsfähig erwies, sorgsam fortzuspinnen.

In der Stadt blieb man guten Mutes. Etliche wähten insgeheim, am Ende ließe sich alles noch in Frieden beilegen. Andere wieder traten dafür ein, man müsse die Waffen scharf und das Pulver trocken halten und dürfe nur wenig Nachgiebigkeit zeigen. Der großen Masse dauerte aber das Verhandeln zu lange. Immer mächtiger schwoll unter ihr der Kampfesmut an. Und die Zahl derer, die es einem hohen Räte schwer machten, weil er nicht tatkräftiger vorging, gewann von Tag zu Tag an Anhängerschaft.

So war Mitte September gekommen, und von den Arbeiten der Meister Kramer und Benning war ein gut Teil fertiggestellt. Neue Dämme und Bastionen waren vollendet, und an mehr als einer Stelle standen Scharfmehzen, Korthonen und Falken schießbereit, die sich zum ersten Male in der Welt des Kampfes umtun sollten. Auch Basiliskus und Natter harrten ihrer Prüfungsstunde.

Es war gegen Abend. Mit grauen Schatten nahte die Dämmerung. Einträchtig wanderten der Stadtbaumeister und der Büchsengießer über den Langenmarkt zum Artushof, allwo

sich der Bürgersmann gern zusammensand, um nach getaner Arbeit bei einem guten Trunke und in angenehmer Gesellschaft Erholung von des Tages Last und Mühen zu finden. Kurz vorm Betreten des Hofes schloß sich den beiden der städtische Kanzlist Hans Hasentöter an. Er war ein Mann in schon vorgerückten Alter, fehlte aber nie beim Abendtrunk und trug stets eine Frische zur Schau, um die ihn manch jüngerer beneidete.

„Sieh da, ihr Herren, welch eine Freude! Gestern mußte ich Euch vermissen . . .“

Die beiden Meister nickten: „Wir hatten noch bis spät zu tun.“

Worauf der Alte lachte. „Einen Schelm soll man mich nennen, wenn ich am Abend nicht zu guter Stunde im Hof erscheine.“

Im Eingang trieben sich ein paar Diener umher, die ihre Herren begleitet hatten und auch wieder heimgeleiteten sollten. Den Hof selbst durften sie nicht betreten.

„Es scheint schon gut besucht,“ lobte der Kanzlist. Lautes Stimmengewirr scholl ihnen entgegen. Gleichzeitig setzten auch Musikanten ein, Fiedler, Pfeifer, Trommler und Flötenspieler.

Herr Hasentöter hob die Hand und brachte die Füße so zierlich voreinander, als schickte er sich an, eine Schöne zum Reigen zu führen. Dabei sang er aus voller Brust, das Gleiche, was die Geigen spielten.

„Eure Stimme —“ Hans Kramer klopfte dem alten Herrn auf die Schulter — „nichts für ungut, noch gibt es keine bessere in Danzig!“

Für Lob war der Kanzlist empfänglich. Vor wenigen Jahren noch war er als Sänger an der herzoglichen Kapelle zu Königsberg tätig gewesen, und auf sein Künftertum tat er sich stets etwas zu Gute.

Sie mußten eine geraume Weile warten. Vor ihnen drängten noch mehrere in das Innere des Hofes. Und da jeder einzelne sich beim Kellermeister ausweisen mußte, ob er auch kein Messer, länger als eine Elle, bei sich führe, so kam der Schub der Gäste nur langsam voran.

Einem Engländer aus Ipswich wollte man seinen Dolch abnehmen. Der Kerl fing an zu fluchen und weigerte sich.

Da packte ihn der Kellermeister mit festem Griff an Rockkragen und Hofenboden und sagte: „Dann mach, daß Du rauskommst!“

Der Fremde zögerte einen Augenblick — gab nach und händigte den Dolch aus. Und zu Herrn Hafentöter sagte der Kellermeister: „Wir müssen jetzt tüchtig aufpassen. Allzu viel ausländisch Volk drängt sich in den Hof. Mit den Dänen und Schweden und vor allen mit den Niederländern, wie sie an der Marienbürgerbank sitzen, da läßt es sich schon auskommen. Aber auf die Engelschen — da habe ich einen bösen Blick. Ihr Hochmut reizt meine Galle.“

Von vier achteckigen Granitsäulen wurde die mächtige Halle getragen, die seit Alters — keiner wußte genau seit wann — den Namen Artushof führte. Von den schweren Säulen liefen Streben zu den Wänden, und das Hohe Spitzbogengewölbe, das die Decke bildete, war mit gemalten Sternen übersät. Um die Säulen loderten Fackeln, und von der Decke hingen zwischen allerhand Schiffsmodellen Leuchter mit aufgesteckten Kerzen. Ihr Schein spiegelte sich in Harnischen wider, die im Verein mit Wappenbildern und Gemälden von Historien die Wände zierten. Die Gäste saßen in Gruppen auf einzelne Bänke verteilt, von denen jede eine Bruderschaft bildete, die streng auf ihre Eigenart pochte. Linker Hand vom Eingang lagen die Plätze für den Rat und die Schöffen. Daran schlossen sich die Christopfer- und die Holländische Bank und am Ende dieser Seite die Reinoldsbank, die meist von Westdeutschen besetzt war und als die vornehmste galt. Gegenüber standen die Dreikönigsbank, die Schiffer- und die Marienbürgerbank. Alle waren mit reichem Schnitzwerk geschmückt, denn jede Genossenschaft suchte es der anderen in der Ausstattung ihres Platzes zuvorzutun.

Mit dem Kanzlisten zusammen nahmen Hans Kramer und Hermann Benning an der Marienbürgerbank Platz. Allsogleich stellte sich ein Aldermann des Hofes ein — zu achten walteten sie ihres Amtes —, um das Gastgeld einzufordern. Erst nachdem es entrichtet war, brachten die Schankknechte Bier.

„Was gibt es heute für einen Trunk?“ Wißbegierig erkundigte sich der Kanzlist.

„Gutes Elbingsches, Herr Hafentöter.“

„Daß Dich die Pestilenz — elbingsches Bier?“

„Warum nicht?“ Andere lachten.

„Weil — weil —“ der Kanzlist hatte flugs seinen ersten Spizbecher geleert — „weil ich diese Stadt nun einmal nicht leiden kann!“

„Oho,“ begehrten einige auf, die mit Elbing Handel trieben. „Wolltet Euch näher erklären — leere Worte, leeres Stroh, machen keinen Menschen froh!“

Herr Hasentöter strich sich den Bart. „Ich will nicht hüzig werden“, entgegnete er, „und will auch das Bier nicht verlästern, weil das Strafe kostet. Wer aber Elbing lobt, wenn es auch unsere Nachbarstadt ist . . . zum ersten — hat Elbing daran festgehalten, den Bathornschen zu trozen?“

„Nein“, scholl es ihm im Kreise entgegen, „es ist schmäzlich abgefallen!“

„Zum zweiten — sperrt es sich gegen die Engelschen genugsam ab, die wir alle zum Teufel wünschen ob ihrer plumpen Anmaßung?“

„Nein,“ stimmte man ihm abermals zu. „Es öffnet ihnen Haus und Hof und begehrt selbst eine engelländische Residenz!“

„Und zum dritten —“ der Kanzlist sann eine Weile nach, schmunzelte dann und fragte: „Mundet Euch elbingsches Bier so gut wie das unstrige?“

Da waren aber die Meinungen geteilt, und Herr Hasentöter benutzte die Gelegenheit, als sich eine lebhaftere Aussprache erhob, um ein vertrauliches Wort mit dem Schankknecht zu wechseln, worauf er in einem großen Zinken echt Danziger Bier erhielt. Dieser Erfolg stellte das Gleichgewicht seiner Seele wieder her, und er wandte sich nunmehr ganz geruhsam an den Vogt seiner Bank, der ihre gewählte Vorstand war, und erkundigte sich: „Sagt, trifft es zu, daß der Stephan Bathory mit seiner Streitmacht schon in Marienburg steht?“

Der Vogt nickte: „Leider ja — nach dem, was ich vernommen habe . . .“ Sie ließen beide die Blicke nach dem Bilde schweifen, das über ihrer Bank hing, und eine Belagerung Marienburgs aus früherer Zeit darstellte.

„Gebe Gott, daß alles ein gutes Ende nimmt“, flehte der Vogt und ließ dem Statthalter sein Ohr, der ihm bei Bewirtschaftung der Bank zur Seite stand und mit wichtigen Fragen kam.

Hans Hasentöter hob aber seine kraftvolle Stimme und sagte, so daß viele die Ohren spitzten: „Wichtiger scheint mir noch, daß deutsche Art und deutsche Zunge keinen Schaden leiden, sondern mannhaft ihr Recht vertreten!“

Das Wort griff einer auf, und da gerade inmitten der Halle ein engelländischer Sänger Lieder zum Besten gab — allerhand Volk trieb sich zwischen den Bänken herum, Welsche, Italiener und Spanier, die mit Musik und kurzweiligen Künsten ihr Brot verdienen wollten —, so begann er zu schimpfen: „Stopft doch der fremden Drossel den Schnabel! Wir wollen deutsche Laute hören!“

Der Engelländer schaute sich um und brach ab. Doch ein Mitglied der Schifferbank warf ihm Geld zu: „Nicht so faul, schmier Deine Kehle und sing weiter!“

„Nicht doch“, riefen andere. „Herr Hasentöter hat recht, in solchen Zeiten wie heute —“

„So mag er selber singen“, trockte der von der Schifferbank auf.

Viele stimmten zu: „Herr Hasentöter, wenn es beliebt . . . Silentium für Herrn Hasentöter!“

Der alte Herr wehrte stürmisch ab, aber noch stürmischer drangen seine Freunde auf ihn ein, so daß er schließlich nachgab, seinem Zinken mit echt Danziger Bier noch einmal auf den Grund ging und sich dann erhob. Ehe aber Ruhe eintrat, verging geraume Zeit. Denn die anderen Bänke mußten erst verständigt werden, und mancher Becher war nicht von vornherein einverstanden, daß man ihm den Mund verbot. Auch die Schankknechte störten. Sie bekamen doppelt zu tun, weil man mit leeren Bechern nicht zuhören wollte.

Endlich war der Lärm verstummt, so daß der Vortrag beginnen konnte. Von zwei anderen gestützt, bestieg der Kanzlifft einen Schemel, den man in die Mitte der Halle geschafft hatte. Er verneigte sich nach allen Seiten, zwinkerte lustig mit den Augen und sprach: „Ist's euch recht, so sing ich das neue Lied vom Artushof?“

„Oho,“ rief man ihm zu, „habt Ihr nicht eben dem engelländischen Sänger das Singen verboten und wollt nun selbst über Engelland singen?“

„Halt!“ Herr Hasentöter hob gebieterisch die Rechte. „Was ich gedichtet habe und vortragen will, ist ein kerndeutscher Sang. König Artus, den wir als unseren Schutzpatron verehren, hat zwar in Engelland gehaust. Wie wir hier aber leben und feiern, das ist unsere eigene Art, die hat mit Fremdem nichts gemein. Ihr könnt Text und Weise ruhig hinnehmen.“

„Stört ihn nicht! Fangt an!“ so rief man durcheinander. Noch einmal räusperte sich der ehemalige Hofbassift, um dann mit grundgewaltiger Stimme zu beginnen:

„Ein König war in Engelland,
Arthurus oder auch Artus genannt,
Ein gar weidlicher, tapferer Held,
All seine Feinde hat er gefällt.
Seine Tugend ist nun in manchem Land,
So auch an der Ostsee wohlbekannt.
Solche Höfe und Gärten er fundiert,
Darin es gar ehrbar gehalten wird.
Da gibt es keinen Zank, noch Hauen oder gar Stechen,
In Frieden tut ein jeder zehen!“

Das Lied war einigen schon bekannt, und als Herr Hasentöter ihnen zunickte und mit den Händen winkte, wiederholten sie jubelnd den Schluß:

„Da gibt es keinen Zank, noch Hauen oder gar Stechen,
In Frieden tut ein jeder zehen!“

Aber Mangel an Beifall brauchte sich der Sänger nicht zu beklagen. Man klatschte in die Hände und rief ihm zu. Schwere Humpen huben sich ihm zum Prosit entgegen, und es half ihm nichts, er mußte sein Lied wiederholen.

Ein wenig erschöpft, kehrte er auf seinen Platz zurück. Ein neuer Zinken stand schon bereit. Abermals setzten die Musikanten ein, der Lärm der Unterhaltung lebte wieder auf und dort, wo eben noch Herr Hasentöter sein Bestes von sich gegeben hatte, stand jetzt ein Mann in enganschließendem Gewande, der die Glieder wie eine Schlange verrenkte und von den Füßen auf die Hände und dann wieder zurück auf die Füße sprang.

Einer von der Dreikönigsbank rührte den Akrobaten an der Schulter: „Wo bist Du her?“

„Spannisch!“ lautete die Antwort.

Der biedere Frager, ein Bäckermeister, schüttelte bedauernd den Kopf. „Seid ihr dort unten alle aus solch quabbligem Teig?“

Der Spanier hatte nicht verstanden, doch ein Freund über-
setzte ihm die Worte. Da tat er sehr empört, straffte seine
Oberarmmuskeln und wollte den Bäckermeister zum Betaften
bewegen.

Doch an der Dreikönigsbank gab es jetzt wichtigere Dinge
zu tun. Der Vogt hatte nach Rücksprache mit dem Statthalter
den Vorschlag gemacht, zur Feier des Tages und auch, um
Herrn Hasentöter eine Ehrung zu erweisen, die schön verzierten
Trinkbecher der Brüderschaft hervorzuholen und einen gemein-
samen Umtrunk zu begehen.

„I was — ich denk nicht dran!“ Ein Schneidermeister
lehnte ab. „Wär gerad noch besser — sauft ihr auf allgemeine
Kosten, wächst euer Schlund aufs Vielfache.“

„Meister Hemmling, warum so knauserig?“

„Weil ich's Geld nicht dazu hab! Alles ist teurer ge-
worden —“

„Nur das Bier nicht!“

„Eben darum sollt man zumindest an ihm sparen!“

„Euch versteh ein anderer!“ Der behäbige Bäckermeister
wandte sich von dem Schneider ab und zeigte ihm die Seite
seines Körpers, mit der man ansonsten nicht seine Hochachtung
bekundet.

Solches Gebahren brachte nun wieder den ehrsamem Schneider-
meister in Harnisch, so klein er auch war. „Meister Riemann,
zeterete er los, „wenn Ihr auch dreimal so dick seid wie ich,
so verrät das noch lange nicht viel Witz.“

Der Bäcker hatte mit dem Schneider schon manchen Span
gehabt, da er aber die friedfertigeren Natur war, so blieb er
absichtlich die Antwort schuldig, ohne sich umzudrehn.

Meister Hemmling nahm dies als neues Zeichen der Nicht-
achtung und begehrte noch heftiger auf. „Bei wenig Witz
kann man auf gute Manieren nicht rechnen. Es liegt wohl
an dem sauren Teig, den Ihr verbuckt, daß Ihr so rüpelig seid?“

Das war dem Bäcker aber doch zuviel. Er fuhr herum,
so daß sein Schemel krachte, und dröhnte hervor: „Näht Euch
morgen Euer Maul zu, Ihr tötet ein verdienstlich Werk —“

„Aber, liebe Freunde!“ Der Statthalter legte sich ins
Mittel. „Habt doch einen höfischen Mund. Wer wird bei
gutem Bier mit solch groben Worten poltern!“

„Meister Hemmling hat angefangen mit seiner verfligten Knauferei.“

„Ich hab sieben Kinder daheim. Sorgt mir für besseren Verdienst.“

Der Vogt lachte. „Seht zu, daß Ihr Meister Riemann zum Kunden gewinnt, bei seines Leibes Umfang könntet Ihr eine tüchtige Rechnung aufmachen.“

Den gleichen Gedanken wie die Dreikönigsbank, nämlich die Ehrenhumpen herbeizuschaffen und auf allgemeine Rechnung der Bankgenossen einen Umtrunk zu tun, hatte nach dem Gesang des Hans Hasentöter auch die Reinoldsbank gehabt. Und da sich bei ihr kein Widerspruch erhoben hatte, sondern von vornherein alle dafür gewesen waren, so ergab es sich, daß die Becher der Reinoldsbank schon gefüllt bereit standen, ehe die von der Dreikönigsbank auch nur zur Stelle waren. Und als sich nun die Genossen der Reinoldsbank erhoben und unter der Führung ihrer Ältesten zur Marienbürgerbank hinüberschritten, da setzte es bei der Dreikönigsbank erst erstaunte, dann ärgerliche Gesichter, und Meister Hemmling bekam allerlei zu hören. Der dicke Bäcker triumphierte: „Sagt' ich es nicht, er soll sich sein Lästernmaul vernähen!“

Die von der Reinoldsbank hatten inzwischen Aufstellung genommen. Drei Becher führten sie mit sich. Es waren gewaltige Gemäße, schön verziert und mit dem Bildnis des Schutzheiligen der Bank geschmückt.

„Herr Hasentöter“, so begann der Vogt der Reinoldsb Brüder, „Ihr habt uns mit Eurer neuen Weise und Euren wohlgesetzten Reimen eine große Freude bereitet. Und wenn Ihr nicht schon so bejahrt wäret, so hätten wir Euch noch um ein zweites Stücklein angegangen. Item lassen wir es bei dem einen sein Bewenden und trinken, auch so schon voll befriedigt, auf Euer Wohl einen kräftigen Schluck, den niemand auf seine Tiefe nachprüfen mag. Hier der Becher — das ist der Keimut. Aus ihm will ich Euch Bescheid tun. Der andere heißt Pelikan, ob seiner stattlichen Fülle. Und aus dem Dritten sollt Ihr mit Behagen schlürsen, denn den Dritten nennen wir Frischauf.“

Der Kanzlist und Sänger hatte sich erhoben, wie es sich geziemt, und hatte mit freundlichem Gesicht der Ansprache zu-

gehört. „Vielen Dank, meine Herren“, entgegnete er. „Hat Euch meine Weise gefallen, so sei sie dem Artushof geweiht. Und wünschen will ich, daß sie noch lange Zeit gleich erfreulich fortwirken möge, wie sie es heute tat, indem sie leere Humpen füllte.“ Er nahm den Willkommenbecher entgegen, hob ihn mit beiden Händen hoch, setzte an und trank; lang und bedächtig, bis der Atem ein Halt gebot. „Frischlauf, du hast mir gemundet!“

Die Reinoldsbrüder kehrten befriedigt zu ihren Plätzen zurück. Daß sie denen von der Dreikönigsbank zuvorgekommen waren, bereitete ihnen Genugthuung. Noch lange kreisten bei ihnen die Willkommenbecher aufs allgemeine, und aus ihrer Ecke schollen Lärmen und Lachen am lautesten hervor.

Allgemein begann man jetzt zu essen. Thorner Pfefferkuchen wurden verzehrt, Zuckerröllchen und auch Pfeffernüsse. Andere zogen Datteln und gestoßenen Ingwer vor. Etliche machten sich schließlich über Heringe und Breitlinge her. Dem Trinken tat das Essen keinen Abbruch. Immer mehr bekamen die Schankknechte zu tun. Vor allem an der Reinoldsbank wehte heut ein scharfer Wind. Und so war es nicht weiter verwunderlich, daß sich dort ein junger Goldschmiedemeister, der aus Cöln am Rhein zugezogen war, vermaß, einer laufenden Gans mit einem Hieb seines Messers den Hals abzuhaueu.

„Wir glauben es nicht!“ Seine Kumpane lachten.

„Eine Gans! Bringt mir eine Gans!“ forderte der Cölner.

Der Schankknecht nahm es als einen Witz. „Schön“, sagte er, „sie muß nur erst noch gestopft und gebraten werden.“

Der Goldschmiedemeister sprang auf. „Nicht doch, lebendig und mit Haut und Haaren soll sie sein!“

„Eine Gans mit Haaren!“ Das Gelächter schwoh immer lauter an.

Der Cölner stampfte mit dem Fuß. „Ihr glaubt mir wohl nicht, daß ich's vermag? Einen ganzen westfälischen Schinken und eine halbe Last Bier setz ich aus, wenn's mir nicht gelingt. Wer hält dagegen?“

Zehn, zwanzig Stimmen meldeten sich, doch aus dem Aus-
trag der Wette wurde nichts, alldieweil keine Gans zur Stelle war. Da entschloß sich der Cölner zur Ableistung einer andern Probe seiner Geschicklichkeit. „Aus einer leeren Tonne spring

ich in eine zweite“, behauptete er. „Wer setzt zwei Füllungen Frischhauf dagegen?“

Auch hier erklärten sich mehrere bereit. Und leere Tonnen — die standen zur Verfügung, so daß der Spaß seinen Anfang nahm. Von allen Bänken drängten sich Neugierige herbei, und es fehlte nicht an derben, launigen Zurufen, um die Wettenden anzustacheln.

Der Cölner stieg in seine Tonne. Es war unverkennbar — er hatte ein wenig über den Durst getrunken. Trotzdem merkte man es ihm an, daß seine Gewandtheit groß war. „Setz pump ich noch einmal Luft“, sagte er, „und dann —“

Er schnellte sich in die Höhe, landete richtig in der zweiten Tonne, verlor aber das Gleichgewicht und rollte mitsamt der hölzernen Hülle unter lautem Gekrach in den Saal.

Hilfsreiche Hände hoben ihn auf. Er lachte. „Einmal hab ich verspielt. Wer wagt es zum zweiten Mal?“

Und nun glückte ihm der schwierige Sprung. Und der Frischhauf machte die Runde.

Kaspar Göbel betrat den Hof. Er kam spät, viel später als sonst. Herr Konstantin Ferber hatte ihn zu sich bitten lassen. Und sie hatten unter vier Augen eine bitterernste Aussprache gehabt. „Daß Ihr Unruhe in der Stadt stiftet, ist mir längst bekannt“, hatte der Bürgermeister geäußert. „Ich bin Euch nicht in den Arm gefallen, weil ich der Hoffnung lebte, Ihr würdet von selbst zur besseren Einsicht gelangen. Wo ich jetzt aber merke, daß Euer Beginnen bedrohliche Folgen zeitigt, und wo ich vor allem weiß, daß Stephan Bathory und seine Verater nur deshalb nicht mit Waffen gegen uns vorgehen, weil sie hoffen, die Uneinigkeit zwischen Rat und Bürgerschaft möchte sich zu einer reifen Frucht auswachsen, die ihnen von selbst in den Schoß fiele, da ist es wahrlich an der Zeit, daß man Euch Zügel anlegt.“

Kaspar Göbel hatte sich voll in der Gewalt gehabt. In-
geheim war es ihm schon längst verwunderlich erschienen, daß man ihn frei schalten und walten ließ und ihm dadurch nur Vorschub leistete. „Herr Ferber,“ so hatte er sich verteidigt, „ich mache mich lediglich dort zum Wortführer der Gewerke, wo es sich um Dinge handelt, die ihnen längst zugesichert, aber noch immer nicht eingelöst sind. Nennt mir einen Fall,

wo ich diese Grenze überschritten hätte. Insonderheit — habe ich nicht alles getan, um die Bürgerschaft wider die Polnischen aufzubringen und ihren Kampfesmut zu beleben?“

Das hatte der Bürgermeister zugeben müssen. Und so waren sie in Frieden geschieden; Konstantin Terber von der Unschuld des Münzmeisters keineswegs überzeugt, und Kaspar Göbel in seinem Innersten zur Beachtung größerer Vorsicht entschlossen.

Der Münzmeister stand unschlüssig, wo er Platz nehmen sollte. Er war sowohl bei der Holländischen Bank als auch bei der Dreikönigsbank heimisch. Viele hielten zu ihm, ohne recht seine Freunde zu sein. Sein Anhang war groß. Aber die Gefolgschaft war nicht zuverlässig. Unzufriedenheit und Nörgelsucht hatten ihm Zulauf verschafft, und aus solchem Anlaß erwächst nur selten echte Treue.

Von der Holländischen Bank drang ein lebhaftes Hin und Her der Meinungen an sein Ohr. Man stritt sich dort über einen Mann, der vom Artushof ausgeschlossen worden war, weil er mit seinem Schiff auf verbotener, Danzig abträglicher Reise gefahren sei. „Man soll ihm eine ganze Last Bier als Buße für die Übertretung aufpacken“, wetteerte ein tiefer Baß. „Aber ihn an seiner Ehre zupfen, ihn vom Hof verbannen —“

„Bitte — wie sollen anders Ordnung und Zuverlässigkeit ihre Einkehr halten!“ hielt ein anderer dagegen. „Ist der Rat nicht streng, so schießt die Seeräuberei von neuem ins Kraut!“

Anderer sprachen von Geschäften; was Roggen, Gerste, Weizen, Flachs und Heringe kosteten, und daß drei Last Salz neuerdings wieder gleich einer Last Roggen gelten würden. „Es ist ganz schön und gut,“ rief eine helle Stimme, „wenn wir wider der Polen Übermut die Klingen wehen. Ich mache als Erster mit. Nur soll unser schwer geprüfter Handel nicht noch mehr darnieder gedrückt werden!“

Auch an der Dreikönigsbank war die Zwiststimmung, vor allem infolge der mißglückten Ovation für Herrn Hasentöter, noch immer rege. Und als nun gar einer der Aldermänner an die Bank herantrat, um einen der Gäste, der seit langem als säumig galt, zum Zahlen zu mahnen, da flackerte das Feuer der Erregung von neuem auf.

Raspar Göbel nahm an der Dreikönigsbank Platz. Er zählte dort die meisten Anhänger. Und außerdem — ein innerer Trieb zwang ihn dorthin, wo sich Widerstand gegen die Obrigkeit geltend machte.

„Ich hab's Euch schon ein Duzendmal versichert,“ zeterte der säumige Zahler dem Aldermann ins Gesicht, „daß Ihr binnen drei Tagen alle Schuld bei Heller und Pfennig beglichen bekommt! Ist Euch das Wort eines ehrsamten Meisters nicht genug?“

Doch der Aldermann bestand auf seinem Recht. „Die Ordination und die Statuten verlangen es —“

„Ich kenne sie genau so gut wie Ihr, kommt mir nicht mit solch abgetanen Dingen, die ein eigenwilliger Rat —“

„Gerade ihm werde ich Euren Fall vortragen lassen. Für heute aber fordere ich Euch auf, den Hof zu verlassen als ein nicht gerechter Bruder.“

„Was soll ich sein? Ein nicht gerechter Bruder?“ Der Gemafregelte sprang auf, so daß, von seines Leibes Wucht getroffen, ein voller Zinken umstürzte und seinen Inhalt über den Tisch entleerte. „Sagt solch Schandwort noch einmal...“

Der Aldermann blieb ganz ruhig und gelassen. „Ihr wißt,“ betonte er, „wer sich an mir vergreift oder mich nur beleidigt, zahlt hundert Mark Strafe.“

Raspar Göbel zog den erregten Schuldner auf seinen Platz zurück, indem er dem Aldermann mit den Augen zuzwinkerte. „Ich bin Euch schon zweimal ein Stück vorgekommen,“ mahnte er, „seht zu, daß Ihr mir Bescheid tut, sonst laß ich Euren Namen als Strafe an die Biertafel setzen.“

Doch der Aldermann gab sich nicht zufrieden. „Nichts da, ihr Herren,“ bestimmte er, „der Fall liegt ernst. Mit billigem Wiß und Bierstrafen ist er nicht abgetan. Meister Luckwald trägt die Verantwortung selbst, wenn ihn die Schwere der Statuten trifft. Abers erlaubte Maß hinaus hat unsere Geduld schon gewährt.“

Da tat Raspar Göbel noch ein letztes. Er griff in seine Geldtasche und fragte: „Welches ist die Schuld des Meisters Luckwald? Ich will sie auf Vorschuß begleichen.“

Die Umstehenden stießen sich an und lachten: „Die Dummen sterben nicht aus!“

Da der Aldermann aber auch hierauf nicht einging, sondern auf seiner Forderung beharrte, legte sich der Vogt der Dreikönigsbank ins Mittel und bestand seinerseits darauf, daß sich Meister Luckwald verabschieden müsse. „Wenn die Aldermänner gesprochen haben, so können wir nichts dawider machen.“

Der Gemäßregelte sprang abermals auf, schlug empört mit der Faust auf den Tisch und rief, so daß es durch den ganzen Hof schallte und viele aufhören ließ: „Ist das Anstand und Sitte, einen grauhaarigen Meister als ungerechten Bruder des Hofes zu verweisen, nur weil er selber darunter leidet, daß ihm andere Geld schuldig bleiben? Ich will mich lieber auf eigene Kosten hängen lassen, ehe der Artushof und die Dreikönigsbank mich wieder zu Gesicht bekommen!“

Mit geballten Fäusten, den Kopf ins Genick genommen, stapfte er davon. Und wer nicht zur Seite trat, den stieß er geflissentlich an.

Für ein paar Augenblicke war ob des Vorfalles, der mit seinem heftigen Ausgang allen überraschend gekommen war, der Lärm der Unterhaltung verstummt. An den einzelnen Bänken hatten sich Becher erhoben, um besser sehen zu können, falls sich noch etwas ereignen sollte. Auch Kaspar Göbel stand. Er suchte mit den Armen in der Luft und redete erregt auf den Vogt der Dreikönigsbank ein.

Doch Meister Luckwald verschwand, ohne daß etwas erfolgte, und die Spannung löste sich daraufhin in erhöhtem Stimmengewirr aus. Man ergriff Partei für und wider, lobte und pries die Statuten, krittelte an ihnen herum oder verwarf sie sogar und redete sich allgemach in steigende Hitze hinein, da kaum einer von den Streitenden sich überzeugen ließ, sondern im Feuer des Widerspruchs das Eisen seiner eigenen Anschauung nur härtete. In der unruhigen Zeit, in der man lebte, drohte die Stimmung gefährlich zu werden.

Da trat ein Ereignis ein — am Eingang entstand eine starke Bewegung. Die Schankknechte blieben im Lauf stehen, die Unterhaltung versickerte wieder, alles wandte die Köpfe...

Herr Konstantin Ferber, Danzigs Bürgermeister, betrat den Hof, wie immer in erlesener Kleidung, die Amtskette um den Hals. Ihm folgten mehrere Ratmänner sowie der Syndikus Heinrich Lemke und der Stadtschreiber Kaspar Schütz.

Die Mehrzahl der Zecher erhob sich, man drängte zur Mitte zusammen. Daß die Herren vom Rat zur Abendstunde in den Artushof kamen — es mußte ein Anlaß vorliegen, ein Anlaß besonderer Art . . .

Das Gesicht des Bürgermeisters war tief ernst, flackerndes Fackellicht huschte über die Züge. Und doch funkelte von seinem Stolz ein gut Teil aus den klaren, blauen Augen. Er hob die Rechte als Zeichen, daß er zu sprechen beehrte. Allsogleich trat Kirchenstille ein.

Und der Bürgermeister begann mit fester Stimme, die bis in den fernsten Winkel drang: „Ihr Herren, daß ich Euch bei fröhlichem und gedeihlichem Trunke störe, verargt es mir nicht. Da aber der Rat in schwerer Zeit nicht alle Last allein zu tragen vermag, so war es mir Bedürfnis, die Bürgerschaft unserer guten Stadt noch in dieser Stunde zu sprechen. Stephan Bathory hat mit frevelnder Hand die Würfel rollen lassen, und sie sind auf Krieg gefallen! Ohne uns eine Absage zukommen zu lassen, sind seine Truppen vorgepresst und haben Hand auf Danziger Besitz gelegt. Die Ortschaft Praust haben sie überfallen, gebrandschatzt und ausgeplündert. Flüchtende Bauern haben uns die Schreckenskunde zugetragen. Blut ist geflossen, die polnische Flut schwillt heran, Unrat treibt sie vor sich her. Nun gibt es für uns nur das Eine noch, fest wie geschmiedetes Eisen zusammenzuhalten und für einander einzustehen —“

„Zu den Waffen!“ rief eine barsche Stimme dazwischen. Wer war's? Die Köpfe fuhren herum. Die Glut der Erregung schlug allen in die Wangen. Ein Stöhnen und Achzen, geboren aus Wut und Empörung, durchfuhr den Raum. Und zu einem Willen fand sich zusammen, was eben noch wider einander gestrebt und gestritten hatte, zu einem einzigen, herrlichen, starkmütigen Willen!

„Ja, zu den Waffen!“ überbot sie alle der Bürgermeister, er wuchs über sich selbst empor. „Jetzt gehören die Waffen auch in unsere Hände, doch nur für Recht und Gerechtigkeit wollen wir sie führen. Ich bin gekommen, euch aufzurütteln, doch muß weise Mäßigung unser steter Begleiter bleiben. Hinter Stephan Bathory steht ein großes Reich, wir sind nur eine Stadt, eine Insel im polnischen Meer. Und so bleibt es meine

Pflicht, wenn wir auch die Waffen aufnehmen, doch noch ein letztesmal den Weg der Verhandlung zu beschreiten. Ich sehe es euren Augen an, ihr wollt mich darum verurtheilen. Glaubt es mir, mein Blut ist nicht weniger empört als das eurige. Und was ich mir an Mäßigung abrinne, bedeutet ein schweres Opfer. Ich bringe es für Danzig, ich bringe es für unsere Stadt und stelle an euch das Ansfinnen, mir in dieser ernsten Stunde die Gefolgschaft nicht zu versagen. So aber einer gegen mich und damit gegen den Beschluß des Rates ist, so mag er vortreten —"

"Wir wollen die Polnischen aufs Maul schlagen!" rief abermals die barsche Stimme. „Wozu verhandeln?"

Doch andere zischten und murrten gegen den Schreier. Die Masse bekannte sich zu Konstantin Ferber.

Da verbeugte er sich kurz und herrisch zum Zeichen des Dankes, stampfte auf mit dem Fuß und sagte: „Gut, so werde ich handeln!"

Er ging, seine Begleitung folgte etwas zögernder als er. Wie eine flüchtige Erscheinung war das Ganze vorüber. Es hatte aber die Gemüther bis ins Innerste gepackt. Die Not der Stunde — denn es war eine Not, sie spürten es alle, wo die Verantwortung sich riesenhaft reckte und jeden mit ernsthaften Augen bis auf den Grund seiner Seele prüfte — sie führte die Männer zusammen, führte sie eng zusammen. Jeder Einzelne von ihnen hatte seine Eigenart und pochte zu gegebener Stunde darauf; deutsches Blut ist von besonderem Saft und schafft in seinem Troß viele reiche Werte. Nun aber fiel von ihnen ab, was an kleinlichem Gehabe zwischen ihnen stand. Sie fühlten sich eins im Willen zur That und empfanden es als stärksten Trost, daß das gute Recht auf ihrer Seite stünde.

Der Vogt von der Christopherbank, der der Älteste unter ihnen war, erbat und erhielt das Wort. „Freunde," sagte er, und ehrfurchtgebietend klang, was er vorbrachte, „in unseren Abend hat der Krieg einen Blitzstrahl geschleudert, doch wir lassen uns nicht von ihm blenden. Treu, einmütig und voller Zuversicht stehen wir zu unserer Stadt und zu ihren eingesetzten Ordnungen. Mögen auch Trauer, Kummer, Not und Entbehrungen kommen, ums deutsche Danzig wollen wir alles

auf uns nehmen, was der Herrgott im Himmel uns auferlegen mag. Und ich vertraue seiner grundgütigen Allmacht und Gerechtigkeit, daß er's zum Besten für uns wenden wird!"

Noch lange blieb man in Gruppen beieinander stehen. Und es war kein Zufall, daß sich alte, sonst streng gewahrte Ordnung von selbst auflöste. Brüder von der Christopherbank fanden Platz auf der Dreikönigsbank, auch die von der Schifferbank zogen umher zur Holländischen und zur Marienbürger Bank. Ja selbst die stolzen Reinoldsbänkler ließen sich herbei, ihre Sitze zu tauschen. Wonach sich sonst keiner gesehnt hatte, jetzt spürten sie es alle — einen inneren Drang, sich einander näher zu kommen und über dem Stolz auf die eigene Brüderschaft den Sinn für das Ganze nicht zu vergessen.

Der alte Hans Hasentöter frohlockte. Seine noch immer lebhaften Augen sprühten. „Daß ich das noch erleben durfte,“ sagte er ein über das andere Mal, „das bereitet mir wahrlich hohe Freude: im Artushof eine einzige einige Brüderschaft! Und wer hat's zuwege gebracht? Allein die Liebe zur Heimat!“

Dann wurde er still und setzte sich mit einem frisch gefüllten Zinken abseits. Ein Schankknecht mußte ihm Feder und Papier bringen. Und er begann zu schreiben. Glatt und flüssig ging es ihm von der Feder.

Der Stadtbaumeister trat neben ihn. „Nun, wie steht's? Kommt Ihr mit heim?“

„Ja doch — nur noch eine Zeile . . .“

„Was treibt Ihr da?“

„Was ich treibe?“ Herr Hasentöter erhob sich. „Ein neues Gedicht habe ich gereimt, ein Gedicht auf die heutige Weihstunde. Ob sie alle es hören mögen?“

Doch Hans Kramer klatschte schon in die Hände: „Ihr Herren, mit Gunst, für Herrn Hasentöter erbitte ich Silentium. Er hat ein neues Reimwerk vollendet und möchte es zum Besten geben!“

Laute Zurufe begrüßten den alten Kanzlisten, und nun las er vor, was er zu Papier gebracht hatte. Tränen der Ergriffenheit zitterten in seinen Augen, aber durch die Tränen hindurch lachte bisweilen der Schalk.

„O Danzig, halt dich feste,
Du weitberühmte Stadt,
Betracht jezund dein Beste
Und geh nicht lang zu Rat.
Mit vielem Kontrahieren
Wird es nicht werden gut,
Der Feind will dich regieren,
Drum tu nicht mehr traktieren,
Fasß eines Mannes Mut.

Dem Feind tu widerstreben,
Laß dich nicht weiter ein,
Tußt du dich ihm ergeben,
So wird's dir bringen Pein.
Das wirst du wohl erfahren,
Wann du halb türkisch bist,
Davor will dich bewahren
Zu vielen tausend Jahren
Der lieb Herr Jesu Christ.

Findst du beim Feind kein Gnade
So such dieselb bei Gott,
Das wird dir sein ohn Schade
Ruf ihn an in der Not,
Daß er dir bald besichere
Ein christlich Obrigkeit,
Die dir dein Freiheit mehre,
Und allen Feinden wehre,
Wär's selbst dem Türken leid!"

Ohne Rücksicht auf Bank und Stand hatten ihn die Männer umdrängt, und alle hatten an seinen Lippen gehangen. Nun schöpfte er Atem und las mit erhobener Stimme noch eine vierte Strophe vor:

Deutsch ist dein Festgewande,
Danzig, du deutsche Stadt,
Du liegst im deutschen Lande,
Wo's Deutschtum Geltung hat.
Und deutsch sollst du auch bleiben,
In alle Ewigkeit!
Wir wollen mit Mann und Weiben
Den bösen Feind vertreiben,
Der deine Art entweicht."

War es Subel, was dem Alten für seine Worte lohnte? Nein, es war mehr, unendlich viel mehr! Ein Brausen und

Trohlöcher umbrandete ihn, ein heißes Sichgeloben, treu zur Sache zu stehen, alles Trennende zu vergessen und nur dem Gemeinsamen zu leben. Solch hochgemute Stimmung hatte der Artushof noch nicht gesehen. Die Bruderschaften der einzelnen Banken waren vergessen. In einer einzigen Genossenschaft fand man sich zusammen, und der deutsche Gedanke, der Stolz auf Muttersprache und Väterart leuchtete allen aus den Augen.

Einer regte an: „Laßt uns noch länger verweilen. Es geht auf die zehnte Stunde. Wir hinterlegen eine halbe Last Bier und dehnen das Fest bis um Mitternacht aus.“

Etliche waren einverstanden, doch die Masse lehnte ab. Und das war das beste Zeichen, wie ernst es ihnen zu Mute war. „Wir wollen nicht mit Lachen, Scherzen, Singen und Trinken in die Zeit hineingehen, die Blutopfer fordert,“ so sprach Hans Kramer, der Stadtbaumeister. „Brüder, laßt uns still und geruhsam nach Hause wandern. So feiern wir am besten die Stunde, die über Danzigs Schicksal entschieden hat.“

Und so geschah es. Die Abrechnung wurde gemacht. Truppweis ging man nach Haus.

Die Schankknechte räumten ab, wischten die Tische sauber und löschten das Licht.

Einsam lag der Artushof. Aber zwischen seinen Wänden hielt sich treue Heimatliebe geborgen.

Im polnischen Lager.

Konstantin Ferber stand in seinem Arbeitszimmer und nahm Abschied von Frau und Kindern. Er war bewegt, so sehr er sich auch zusammennahm, denn selbst in seiner Häuslichkeit war er es gewöhnt, seinen Stolz nicht zu verleugnen.

Frau Dorothea legte ihm die Hände auf die Schultern. Ihr Blick war von Tränen getrübt. „Ich vertraue dem lieben Herrgott,“ sagte sie, „daß er Dich gnädig behütet.“

„Bitte den Allmächtigen vor allem darum“, entgegnete er, „daß er mir zur Seite steht, wenn ich bei den Polen Danzigs Rechte vertrete.“

Sie nickte: „Auch das will ich tun.“ Langsam sank ihr Haupt vornüber.

Da zog er sie in einer Aufwallung tiefen Mitgefühls an sich, so daß sich ihre Stirn an seine Brust bethete, und sagte: „Dorothea, dreißig lange Jahre bist Du mir ein treues, hingebungsvolles Eheweib gewesen, und vergessen will ich's nie, daß ich in Deiner Liebe oftmals die beste Kraft gefunden habe, im Sturm des Lebens standhaft auszuhalten.“

Sie umschlang ihn fest und schluchzte: „Auf Wiedersehen, Konstantin.“ Mehr brachte sie nicht hervor.

Sohn und Tochter reichten dem Vater die Hand. Sie waren beide schon erwachsen. Eine ältere Schwester und ein jüngerer Bruder waren vor Jahren gestorben. „Ihr werdet der Mutter wie immer treu zur Seite stehen. Das versprecht ihr mir, nichtwahr? Und Du, Konstantin, wirst mir vor allem für des Hauses Schutz und Ordnung sorgen, wenn Notzeit kommt.“

„Gewißlich, Vater, das will ich tun.“

Der Bürgermeister schaute dem Sohn fest ins Auge. „Es geht ums deutsche Danzig,“ sagte er, „da muß ein jeder sein Bestes hergeben.“

Anna, die Tochter, ganz der Mutter Ebenbild, preßte sich die Hände an die Schläfen. „Vater, und wenn Dich der Pole festhielte und vergierte, wenn Du nicht wiederkämst . . .“

Konstantin Ferber straffte sich: „Auch dann wird es unser Herrgott gnädig mit mir meinen!“

Noch einen Blick über die Drei, einen Gruß mit der Hand und der Bürgermeister ging. Schwer und fest stapfte sein Fuß die hölzerne Treppe hinab. Die Sporen an den Reitstiefeln klirrten.

Die Pferde standen vorm Haus bereit. Zwei Diener nahm Herr Ferber mit und seinen Sekretär Thorbecke. Einer der Säule wieherte immer wieder in den jungen Morgen hinein. Vom Himmel stäubte es naß. Die Gassen waren noch leer. Nur vereinzelt sah man Menschen.

Mit rüstigem Schwung saß Herr Ferber auf. Das Riemenzeug knarrte, als er sich in den Sattel wuchtete. Tief und fest nahm er Platz. Mit kräftiger Faust spannte er die Bügel.

„Sind wir fertig?“

„Jawohl, Herr Bürgermeister!“ Der Knecht, der den Bügel gehalten hatte, schwang sich auf sein Tier. Herr Ferber schnalzte mit der Zunge, über das Pflaster klapperten die Pferdehufe.

Johann Thorbecke war noch ein jüngerer Mann. Er galt in der Stadt als der Tüchtigsten einer. Herrn Ferber war er vom Grunde seines Herzens zugetan. Er kannte den stolzen Mann wie sich selbst, da er sein volles Vertrauen genoß. „Ihr scheint bekümmert, Herr,“ wagte er zu bemerken. „Das tut nicht gut, mich erfüllt fröhliche Zuversicht —“

Der Bürgermeister reichte ihm über den Hals seines starken Schecken hinweg die Hand: „Ihr habt recht, mich zu schelten. Es ist auch nicht um der Stadt willen. Danzig muß in diesem Streite obsiegen. Wer aber ins Ungewisse reitet, wo sich auch häusliche Schwierigkeiten zusammenballen . . .“

Thorbecke nickte vor sich hin. Er wußte, daß es um die Güter und Schätze seines Herrn nicht mehr zum besten bestellt war. Sorgen drängten sich hervor, ernste Sorgen. Der große Landbesitz, die Anwesen bei Zuckau, Karthaus und Rottmannsdorf hatten Mißernten erlebt. Der prächtige Hof bei Sankt Albrecht, wo Herr Ferber am liebsten weilte, erforderte beträchtliche Aufwendungen. Das Schlimmste war aber, daß nicht nur

der König von Schweden, sondern vor allem auch die polnische Krone Herrn Ferbers Schuldner waren und nur selten an Zins und Abzahlung dachten. Was nun, wenn es mit Polen zum Kriege kam? Dann ging eine gewaltige Ausleihe verloren.

Der Bürgermeister setzte sich abermals tief in den Sattel hinein. „Ich hab's hinter mich gebracht, Thorbecke“, erklärte er. „Von Stund ab gehört nur noch Danzig mein ganzes Sinnen und Denken!“

Am Grünen Tor erwarteten die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft den Bürgermeister. Der Ratmann Georg Rosenberg und der Syndikus Lemke sollten ihn begleiten. Außerdem hatten sich noch die neben Herrn Ferber amtierenden Bürgermeister, Herr Johann Brandes und Herr Johann Proite, sowie etliche Ratmänner eingestellt. Auch eine neugierige Menge fand sich allgemach zusammen. Herr Ferber begrüßte die Harrenden in aller Form, indem er sein Barett, das von einer goldenen Schnur umrahmt und mit goldener Agraffe geschmückt war, nach allen Seiten schwenkte. Da die anderen Bürgermeister und Ratmänner zu Fuß waren, saß auch er ab. Die Reisegenossen folgten seinem Beispiel. Die Knechte nahmen die Säule wahr, die Herren traten abseits.

„Es hat sich gegen unsere Verabredungen von gestern nichts geändert?“ Konstantin Ferber schaute sich im Kreise um.

Die anderen schüttelten den Kopf: „Nichts!“

„So bleibt es also dabei, wo Kaiser Maximilian jüngsten Nachrichten zufolge mit dem Tode abgegangen ist, daß wir uns nicht mehr an unsere Zusage, die nur seiner Person galt, gebunden fühlen?“

„Ganz wie Ihr sagt, es bleibt dabei!“ bestätigte Johann Brandes.

„Und ich soll den Stephan Bathory wissen lassen, daß wir bereit wären, ihn als rechtmäßigen König von Polen anzuerkennen, vorausgesetzt, daß er der Stadt ihre sämtlichen Privilegien bestätigt, ohne einen Federstrich an ihnen zu ändern?“

„So ist es!“ Diesmal stimmte Johann Proite zu. „Und ablehnen tun wir überdies alle Forderungen, die dahin gehen, unsere Söldner zu entlassen und alle Fremden auszuweisen.“

„Desgleichen schwören wir den Hulbigungseid nicht eher,“ ereiferte sich der Ratmann Peter Behme, „bis Stephan Bathory unsere Wünsche ohne Ausnahme und Umschweife anerkannt hat.“

Konstantin Ferber sah seinem Schwager groß ins Auge. „Wirst Du auch fest bleiben und nicht schwankend werden? Ich denke an vergangene Zeiten . . .“

Behme nickte heftig: „Verlaß Dich darauf! Wenn ich auch früher König Sigismund August zu Gefallen gelebt habe, jetzt bin ich von der polnischen Freundschaft kurirt. Dem Stephan Bathory werde ich mich entgegensetzen, ganz so wie es die anderen tun!“

Ferber gab ihm die Hand: „Schwager, beim Gedächtnis Deiner verstorbenen Frau, meiner Schwester — der Pole hat mir zwar freies Geleit zugesichert, doch wer ihm traut, baut sein Haus auf Sand. Falls ich wieder, wie vor Jahren, verrätherisch festgehalten werden sollte, Dir empfehle ich die Sorge für mein Eigentum, vor allem aber auch das Wohlergehen meiner Frau und meiner Kinder. Willst Du die Obhut übernehmen?“

Peter Behme griff mit beiden Händen zu: „Gewißlich Schwager, das will ich von Herzen gern tun. Fang deshalb keine Grillen. Ich denke, auch die anderen Herren —“

Der Kreis schloß sich enger zusammen und alle sagten ihre Hilfe zu, auch Lukas Blumenstein. Da verabschiedete sich Konstantin Ferber von ihnen, saß auf und ritt über die Grüne Brücke davon. Das stille Wasser der Mottlau zitterte unter leise fallenden Regentropfen.

Vor der Stadt wartete Matthis Zizwiz mit einem Beritt Bewaffneter. Er sollte die Gesandtschaft bis ins polnische Lager begleiten. So war es vom Rat beschloffen worden. Inmitten der Schar wehte eine Fahne mit den rot-weißen Danziger Farben.

Der pommersche Edelmann ritt dem Stadtoberhaupt entgegen. „Gott zum Gruß, Herr Bürgermeister, wir sind zur Stelle!“

Konstantin Ferber reckte sich. „Wir wollen antraben“, entgegnete er. „Mich verlangt danach, den polnischen Herren recht bald ins Angesicht zu schauen.“

* * *

Die feindlichen Heerhaufen waren bereits nahe an die Stadt herangerückt. Stephan Bathory hatte ein starkes Aufgebot zusammengebracht. Siebentausend Reiter und viertausend Mann zu Fuß standen unter seinen Fahnen. Und wenn auch nicht überall der Geist der Ordnung und Manneszucht herrschte, so hatte doch des tapferen Fürsten Ruf seinen Teil dazu beigetragen, daß sich in der Überzahl bewährte Kräfte einstellten. In dem Dorfe Grebin war das Hauptquartier aufgeschlagen. Der König hatte es verschmäht, in einem Bauernhause sein Unterkommen zu suchen. Ein Zelt war für ihn errichtet worden. Mit Goldschmuck und Purpur prunkte es nicht, weil solcher Besitz nicht vorhanden war. Von bunten Fahnen überwimpelt und von Kriegsknechten umgeben, nahm es sich aber doch recht stattlich aus.

In Gesellschaft des Kronmarschalls Zborowski saß der König an einem Tisch. Eine Karte lag vor ihnen ausgebreitet, in die Danzigs Befestigungswerke sorgfältig eingezeichnet waren. Der Kronmarschall strich sich den lang herabhängenden Schnauzbart: „Ich hoffe, mein Fürst, Ihr seid nunmehr davon überzeugt, daß ein Überrennen der Stadt nicht möglich ist. So lange nur ein Funke Mut unter der Bürgerschaft glimmt —“

„Spart Eure Worte!“ Stephan Bathory legte dem geschwägigen Feldherrn die Hand auf die Schulter. „Hätte ich an ein Überrennen Danzigs geglaubt, ich hätte nicht so lange gezögert. Wir werden die Stadt entweder mit den Künsten der Diplomatie auseinanderspalten oder sie mit grobem Geschütz zerschmettern. Welches scheint Euch der sicherere Weg?“

Zborowski warf sich hintüber: „Ei, mein Fürst, mir scheint, wir tun das Eine, das Spalten, und lassen das andere nicht. Wie gefällt Euch dieser mein Rat?“

Ein leiser, huschender Schritt ward vernehmbar. Des Königs Sekretär nahte: „Vergebt, wenn ich störe — auf abgeheßtem Roß ist von Oliva der Oberst Weiher eingetroffen. Er verlangt Euch dringend zu sprechen. Darf ich ihn vorlassen?“

Stephan Bathory nickte: „Er mag eintreten.“

Es vergingen nur wenige Minuten, bis der Angemeldete erschien. Er salutierte straff, obwohl sein Atem heftig ging.

„Nun, was bringt Ihr?“

„Vom Feinde nichts Neues! Mich hat der Abt von Oliva aber gebeten, vorauszuweichen und Euch zu ersuchen, Ihr möchtet auf keinen Fall die Danziger Gesandtschaft eher empfangen, als bis er selbst Euer Ohr gehabt hätte.“

„Der Abt?“

„Ja, mein Fürst!“

„Was bedrückt ihm so schwer die Seele?“

„Ich weiß es nicht!“ Oberst Weiher zuckte die Schultern.

„Da er mir aber Feuer unter den Sattel legte, bin ich losgepörscht —“

„Und jetzt habt Ihr Durst?“

„Grausamen, mein Fürst!“

„So tretet ab und löscht ihn.“

Der Oberst salutirte und ging.

Während Stephan Bathory noch mit dem Kronmarschall beratschlagte, lief durch den Sekretär die Meldung ein, daß die Danziger Gesandtschaft nahte.

„Ich wünsche sie erst morgen zu sprechen“, entschied der König. „Man soll mich aber vorher noch einmal fragen.“

Der Sekretär verbeugte sich: „Sehr wohl, mein Fürst. Und wie sollen wir die Danziger Abgesandten behandeln?“

Stephan Bathory begriff nicht. „Was soll die Frage?“

Sein Vertrauter rieb sich die gepflegten Hände und wand sich aalglatt hin und her. „Nun, es gibt doch Abgesandte, die man gewinnen, und solche, die man mürbe machen will. Ich ahne nicht, was Eure Weisheit plant —“

Der König schlug mit der Faust auf den Tisch: „Ich bitte mir aus, daß man die Gesandten nach ihrem Stande und nach guter Sitte behandelt!“ Damit erhob er sich und zog sich in seinen Schlafraum zurück, um allein zu sein.

Der Kronmarschall Zborowski zwinkerte dem Sekretär mit den Augen zu: „Macht es nur so, wie wir es gewöhnt sind. Den deutschen Hähnen muß man das Futter entziehen und die Sporen beschneiden, sonst lassen sie vom Krähen nicht.“ —

Die Danziger Herren wurden ohne Freundlichkeit in ein Bauernhaus geleitet. Neugierige Blicke folgten ihnen, und aus manchen Mienen grinste unverhohlen der Spott hervor.

Herr Konstantin Ferber fühlte sich in seinem Stolz getroffen.

„Anderen Empfanges war ich gewärtig gewesen!“

„Wirklich, Herr?“ Der Syndikus Lemke forschte mit besorgten Augen im Gesicht des Bürgermeisters.

„Man rühmt Stephan Bathory nach, er sei ein ritterlicher Herr, gerecht, liebenswürdig und ohne Hinterhalt.“

„Das wird alles zutreffen! Was will er aber gegen seine Umgebung machen? Gegen dieses polnische Geschmeiß, das Ehre und Anstand wohl im Munde führt, aber in seinen Herzen von beiden nichts weiß.“

Herr Konstantin ließ sich auf einen harten Schemel nieder. Er bezwang sich. „Ihr mögt Recht haben, Lemke. Wenn wir erst dem Fürsten Aug in Auge gegenüber stehen — unsere Sache ist gut und gerecht, und unser Entgegenkommen . . .“

Es klopfte. Eine schwarzgekleidete Gestalt glitt in den niedrigen Raum, des Königs Sekretär. Er verneigte sich mit übertriebener Höflichkeit und wandte sich dann dem Ratmann Georg Rosenberg zu: „Der Fürst läßt Euch wissen —“

Rosenberg machte eine abwehrende Bewegung: „Der dort — das ist unser Bürgermeister!“

„Oh, ich bitte vieltausendmal um Vergebung —“ der Sekretär rang in gemachter Verlegenheit die Hände und glitt weiter — „wie konnte ich mich nur so versehen!“ Gesenkten Blicks verneigte er sich ein zweites Mal und sagte: „Der Fürst bedauert unendlich, aber er kann Euch heute noch nicht empfangen —“

„Was ist das?“ Herr Ferber richtete sich auf. „Stephan Bathory will uns warten lassen wie ein paar hergelaufene Schulbuben?“

Der Schwarzgekleidete hob die spizen Schultern: „Warum so empfindlich, Herr Bürgermeister! Wollet bedenken, der Fürst hat auch noch andere Sorgen. In seinem großen Reich gibt es mehr Dinge zu bedenken als nur Danzigs Wohlergehen.“

Konstantin Ferber stand auf und stieß den Schemel hinter sich: „Ich meine, Danzigs Zukunft müßte ihm jetzt am meisten am Herzen liegen. Richtet dem Fürsten aus, als ernste Männer seien wir zu ernster Besprechung gekommen. Das Beste hätten wir im Sinn, das Beste für beide Parteien. Bis zum morgigen Tag wollten wir uns gedulden. Wäre dann der König noch immer nicht frei, dann würden wir unsere Rosse satteln und wieder heimwärts lenken.“

Dem Schwarzgekleideten war kein Wort entgangen, und in seinem geschäftigen Gehirn erwog er bereits, wie er die eben gehörte Äußerung umdeuten könne. „Habt Ihr sonst noch einen Auftrag für mich?“

Konstantin Ferber schüttelte den Kopf.

„Vielleicht einer der anderen Herren?“ Der Sekretär schaute sich im Kreise um.

Da polterte Matthi's Zizwiz los: „Ich hätte nur den einen Wunsch, Ihr machtet Euch jetzt dünne!“

Der Schwarze lächelte. „Eurem Begehren bin ich gern bereit zu entsprechen.“ Mit gefalteten Händen, ganz Demut und Bescheidenheit, verließ er die Bauernstube.

„Ein widerwärtiger Gesell!“ Matthi's Zizwiz suchte das Auge des Bürgermeisters und rückte heftig an einem Tisch, der vor der Fensterbank stand.

„Das schon! Und doch —“

„Den Herrn von Zizwiz dürfen wir zu den weiteren Verhandlungen nicht hinzuziehen“, erklärte Georg Rosenberg gelassen.

„Warum nicht?“ Der Junker fuhr herum.

„Weil Ihr mit Eurer Ehrlichkeit uns sonst den Braten versalzt.“ —

Tatenlos verging der Nachmittag. Am Abend hielt es der Zizwitzer in dem Bauernhause nicht mehr aus. Er erbat sich Urlaub und machte sich auf die Beine, nachdem er vom Ratmann Rosenberg eindringlichst zur Vorsicht und Mäßigung verwarnt worden war. Insegeheim hoffte der Junker, etwas von den Rüstungen der Feinde zu erspähen; insonderheit lag ihm daran festzustellen, wieviel Feldbüchsen der Pole mit sich führte.

Doch er kam nicht weit. Gleich vor dem Hause trat ihm ein fremder Offizier entgegen, der offenbar auf Posten gestanden hatte, und redete ihn an: „Gelüftet Euch nach einem Trunk?“

Der Pommer schaute sich um: „Auch danach! Zuvor möcht ich mir aber ungestört die Beine vertreten.“

Der Pole lachte: „Wozu? Wenn man viel bequemer die Zeit beim Wein verbringen kann!“

Matthi's Zizwiz sah ein, daß er allein nicht allzuweit käme. Sein geübtes Auge hatte festgestellt, daß rings um das Bauern-

haus Wachen ausgefetzt waren. So machte er gute Miene zum bösen Spiel und erklärte: „Wohlan, so füg ich mich Eurer Ansicht und zieh für sofort einen Abendtrunk vor.“ Im Stillen sagte er sich: „Sausen kannst Du mehr als sie. Vielleicht, daß der Zungenlöser Wein Dir zu Hilfe kommt . . .“

Sie brauchten nicht weit zu gehen. Vor einem größeren Hause machte der Pole halt: „Hier, mein Herr, wenn's beliebt!“

Sie traten ein, der Fremde führte. Es ging über einen dunklen Gang nach einer Hinterstube. Stimmengewirr, Lachen und Gläserklang schollen ihnen entgegen. Und eine tiefe Stimme rief immer wieder: „Bravo, bravissimo, da capo!“

Matthis Zizwiz verhielt den Schritt . . . „Kozverdammich, die Stimme kennst Du . . . wem gehört sie doch . . .?“

Der Führer öffnete die Tür und machte einen Kragfuß: „Bitte, mein Herr, tretet näher.“

Der Pommer nahm sein Barett ab und folgte der Anforderung. Weindunst schlug ihm entgegen. Um einen großen Tisch lümmelte sich eine Schar von Männern. Bunte Schleifen, glänzende Seide leuchteten unterm Kerzenlicht. Der Tisch war mit Gläsern und Flaschen bepackt, und eine Magd war beschäftigt, für neue Füllung zu sorgen.

„Bravo, bravissimo, da capo!“

Da löste sich aus einer Ecke des nur spärlich beleuchteten Raumes ein junges Ding, schlank und zierlich gebaut, aber voll federnder Kraft in den Gliedern, stellte sich unbekümmert hin und fing an zu tanzen, wie sie es vorher getan hatte. Ganz sacht und verhalten begann sie, um immer wilder und leidenschaftlicher zu werden. Von irgendwoher zirpte dazu eine verstimmte Gitarre.

Die Herren am Tisch klatschten im Takte Beifall. Manch einer behämmerte auch mit den Stiefelabsätzen den Boden. Die Tänzerin wirbelte die Arme, wirbelte den Leib — mit einem Schlage hörte sie auf und stand da mit einem Gesicht, als vermöchte sie kein Wässerchen zu trüben. Neue Beifallstürme umbrausten sie, und über das Losen hinweg drang abermals die eine Stimme mit ihrem „Bravo, bravissimo!“

„Wollt Ihr nicht Plaz nehmen? Es sind alles liebe Kerle . . .“ Der polnische Begleiter rückte Matthis Zizwiz einen Stuhl zurecht. Doch der Pommer blieb kerzengrade stehen.

„Ach, ich soll Euch bekannt machen?“ Noch einmal versuchte es der Pole. „Euer Name — Ihr seid doch der Junker von Zizwitz?“

„Ja, der bin ich, aber hinsetzen tu ich mich nicht.“

„Ach gar, seid nicht so schwerfällig! Hier ist's gemüthlich, guter Wein, nette Gesellschaft — wir haben auch Würfel, wenn Ihr das Spielen mit ihnen liebt . . .“

Der Junker trat abseits. „Ich setz mich nicht zu Euch, nehmt es nicht übel, besser ich geh —“

„Aber warum denn, mein Herr?“

Der Zizwitzer würgte am Wort. Was hatte ihm der Ratmann Rosenberg auf die Seele gebunden? Vorsichtig und mäßig zu sein und keine Feindschaften zu suchen . . . Er wandte sich dem Polen wieder zu: „Scheltet mich unhöflich, aber ich kann nicht bleiben. Es ist jemand im Saal —“ Mitten im Satz brach er ab und schritt erhobenen Hauptes der Thür zu.

Da schlug ein Wort an sein Ohr — von derselben Stimme, die bravo, bravissimo gerufen hatte: „Holla, ist das nicht der Junker Hochmut, der Zizwitzer, Ritzwitzer, Sizwitzer oder wie er heißt?“

„Ja, ich bin's, Herr Obrist von Weiher!“ Der Pommer fuhr herum, so daß der wurmfstichige Wandschrank in der Stubenecke wackelte. „Und ich rate Euch gut, seht nicht hinter mir her, Eure Blicke kitzeln mich!“

Der von Weiher hatte ein Weniges über den Durst getrunken. Schwerfällig stemmte er sich hoch. „Kommt her, Junker Matthis“, sagte er, „wir wollen uns zusammentun und wollen einen saufen. Stephan Bathory bezahlt's, Danzig muß es ihm wiedergeben.“

Noch einmal beherrschte sich der Pommer. Ohne ein Wort zu erwidern, stapfte er davon.

Doch das nahm der von Weiher übel. „Junker Hochmut, Ihr kommt mir doch noch vor die Klinge!“ brüllte er. „Es sei denn, daß Ihr zu jämmerlich feige —“

Er kam nicht weiter. Mit einem Satz stand der lange Pommer vor ihm. „Daß Ihr an Euren Worten ersticken möget! Heraus mit der Plempe, kommt vors Haus! Ich will Euch lehren, einem treuen deutschen Manne, der sein Vaterland nicht an Fremde verrät, an die Ehre zu gehen!“

Die polnischen Herren legten sich lärmend ins Mittel. Der Oberst von Weiher war bereit einzulenken. Die Tänzerin lockte mit neuem Tanz . . .

Da zerriß der Zizwizer alle Friedensbemühungen. Breitbeinig stellte er sich hin, die langen Arme über der breiten Brust verschränkt, und sagte so laut und bestimmt, daß keiner seine Worte überhören konnte: „So der Obrist von Weiher mir nicht allsogleich Genugthuung gibt, ist er in meinen Augen ein Lump!“

Der von Weiher erhob sich. „Ihr sollt mich nicht ein zweites Mal mahnen“, sagte er. Seine Stimme klang anders wie zuvor, unsicher und belegt. Sie schritten ins Freie.

Im Schein des Lichts, der aus den Fenstern fiel, stellten sich die Gegner auf. Durch den dunstigen Himmel drang nur spärlich Vollmondsschimmer.

Noch einmal redete einer von Versöhnung. „Ihr Herren, ich rate Euch gut! Der König hat alle Händel verboten —“ Doch die Beiden lehnten ab.

Die langen Klingen blitzten. In Fechterstellung zu Hieb und Stoß lagen die Herren aus. Der von Weiher begann. Schwer legte er sich auf die gegnerische Klinge und stieß wuchtvoll zu. Doch der Zizwizer schraubte den Stoß zur Seite — die Klingen knirschten aneinander — sprang zurück und gleich wieder vor — ein wirbelnder Hieb, Terz-Finte, Quart nach . . . der von Weiher mankte — ein voller Hieb klappte ihm über Schulter und Brust.

Die Polen fuhren dazwischen. „Halt, Ihr Herren, nun ist's genug!“

Der Zizwizer spreizte seinen Degen zur Seite. „Meinetwegen! Doch kann ich's nicht überschauen, was der Herr von Weiher wünscht . . .“

Die polnischen Offiziere führten den Verwundeten ins Haus. Eine schwere Blutspur blieb hinter ihm.

Der Zizwizer begab sich in sein Quartier und hatte ein schlechtes Gewissen, daß er es überhaupt verlassen hatte.

* * *

Am nächsten Morgen weilte der Abt des Olivaer Klosters, Kaspar Beshke mit Namen, beim König. Außer ihm waren

noch der Kronmarschall und der Bischof Peter Kostka von Culm zugegen. Die Herren saßen am Tisch. Der König war aber aufgesprungen und ging sichtlich erregt auf und ab. „Was Ihr mir da vortragt, klingt alles ganz gut und schön. Es fragt sich nur, ob es mit meiner Ehre als Fürst und Edelmann vereinbar ist?“

Zborowski drehte sich seine Schnurrbartenden aus und sagte, als spräche er zu sich selber: „Beim heiligen Stanislaus, ich fände mich damit ab.“

Stephan Bathory warf ihm einen prüfenden Blick zu. „Auch dann, wenn Ihr an meiner Stelle stündet?“

„Auch dann, mein Fürst.“

Raspar Jeschke räusperte sich. Seine Kehle war selten frei. „Glaubt mir, edler Herr, ich kenne Danzig und seine Bürgerschaft seit vielen Jahren so genau, wie ich mein eigenes Kloster samt seinen Insassen kenne —“

„Und Ihr haßt Danzig!“ Stephan Bathory blieb hart vor dem geistlichen Würdenträger stehen. „Warum haßt Ihr eigentlich die Stadt so über alle Begriffe?“

In das hagere, ausgemergelte Antlitz des Abtes drang eine Blutwelle. „Das fragt Ihr mich, edler Herr?“

„Ist es nur um des Glaubens willen?“

„Ganz allein, so wahr es einen dreieinigen Gott gibt!“

Stephan Bathory hatte seine Wanderung wieder aufgenommen. Peter Jeschke hob die Hände. „Täglich, stündlich es mit ansehen müssen, wie Unglaube und Kezerei in der guten Stadt sich spreizen, die noch vor wenigen Jahren eine treue Stütze und Dienerin der Kirche war — es ist zu viel, edler Herr, es ist zu viel! Immer wieder empört sich mein Innerstes. Und mehr als einmal habe ich schon eine Eingebung gehabt, der Satan in Danzig und seine Satansgenossen müßten mit Feuer und Schwert ausgerottet werden —“

„Und habt mir dabei eben noch geraten, durch Vertiefung der Uneinigkeit unter den Bürgern ohne Schwertstreich Herr der Stadt zu werden!“

„Das tat ich, edler Fürst, weil es der einfachste und sicherste Weg ist. Im übrigen schließt nach meinem Dafürhalten das eine das andere nicht aus. Seid Ihr erst Herr der Stadt, dann müßte ein Strafgericht beginnen —“

Stephan Bathory mehrte ab. „Und Eure Nachrichten sind verbürgt?“

„Mein Gewährsmann hat sich noch immer als zuverlässig erwiesen. Der eitle Tropf Kaspar Göbel traut ihm blindlings, und so erfahre ich alles aus erster Quelle.“

„Kaspar Göbel — das ist der Führer der Gewerke?“

„Ja, edler Fürst, ein aus Königsberg eingewanderter Sernegroß. Sein ganzes Streben ist, Bürgermeister, wenn nicht gar Herr von Danzig zu werden. Er stützt sich auf die Gunst des Volkes.“

„Wie steht er im Glauben?“

„Ich sehe in ihm einen leibhaftigen Sohn des Teufels. Er selbst hält streng an der Wittenberger Lehre fest.“

„Und ihn ausgerechnet wollt Ihr für Euch gewinnen?“
Der König lachte.

„Nicht doch, mein Fürst, so war es nicht gemeint! Kaspar Göbel soll, und wir leisten dabei heimlich allen Vorschub, Herr von Danzig werden. Ist es erst so weit, so könnt Ihr versichert sein, daß die Freude nur ein paar Tage währt. Von selbst wird Euch dann die Stadt ihre Tore öffnen, nur um des Narren los und ledig zu werden.“

„Der Plan ist nicht schlecht, man könnte ihn sogar gut, wenn nicht sehr gut nennen.“ In seiner salbungsvollen Art gab jetzt der Bischof von Culm sein Urtheil ab. „Und irgendwelche Bedenken würde ich nicht tragen, wo Gott offenbar die Stadt selber straft, indem er Aufruhr in ihre Mauern trägt —“

Der König schlug mit der Faust auf den Tisch: „Wenn nur das Eine nicht wäre — ich habe mein Wort gegeben, habe freies Geleit zugesichert —“

„Wer hat die Voraussetzungen hierfür gebrochen?“ trumpfte Kaspar Teschke auf. „Wer hat nach Aussage Eures Sekretärs, über Eure Hoheit gespottet und gelästert? Wer hat mit Drohungen nicht gespart? Wer hat unerhörte Forderungen gestellt?“

„Das alles reicht noch nicht aus!“ Man merkte dem Fürsten die innere Erregung nur zu deutlich an. Er brannte darauf, mit Danzig rasch ins Reine zu kommen. Größere Ziele, auf russischem Boden gelegen, schwebten ihm vor Augen. Und

nun hielt ihn im Preußenlande allein das trotzige Danzig auf. „Ich mag meinen Ehrenschild nicht besudeln!“ Wie ein Klageruf kam es heraus.

„Das sollt Ihr auch nicht, mein edler Fürst.“ Der Culmer Bischof winkte mit beiden Händen ab. „Nach dem, was sich heute Nacht im Lager zugetragen haben soll, besteht auch nicht das geringste Bedenken mehr —“

„Was ist — heute Nacht — was hat es gegeben?“

Des Kronmarschall Iborowskis Funkelaugen rollten. „Mein Fürst, ich wagte es Euch noch nicht zu berichten. Eine Schandtath ist geschehen, die jedes Abereinkommen null und nichtig macht. Der Junker, der sich mit bewaffneten Reitern in Begleitung der Gesandtschaft aus Danzig befand, hat ohne jeden Anlaß mit unseren Herren einen Streit vom Zaun gebrochen, so zwar, daß er mit dem Obersten von Weiher die Rlingen kreuzte. Weiher liegt schwer verletzt darnieder. Und allgemein geht im Lager das Gerüde, Herr Konstantin Ferber habe den Streit nur provozieren lassen, um auf diese Weise schicklich und schnell alle Verhandlungen wieder abbrechen zu können.“

„Das soll ihm nicht gelingen!“ Stephan Bathory brauste auf. „Treiben es die Deutschen so, dann kenne auch ich keine Schonung mehr!“

Verständnisvoll blickten sich der Kronmarschall, der Abt und der Bischof an. Sie hatten ihr Ziel erreicht.

* * *

Noch einen weiteren Tag ließ Polens neuer König, der in der Fülle seiner Gedanken und Geschäfte nicht alles überjah, was sich in den Kreis seiner Tätigkeit drängte, die Herren aus Danzig warten, ehe er sie empfing. Georg Rosenberg hatte alle Überredungskünste aufbieten müssen, um Konstantin Ferbers aufkommenden Trotz zu bändigen. Und ob es ihm gelungen war, darüber war er sich nicht einmal klar, als sie vor dem König standen.

Die Rückwand des großen Zeltes war mit polnischen Edlen angefüllt. Stephan Bathory zur Seite stand der Woiwode von Brescz, der Leslauer Probst Hieronymus Kosrazewski,

der Bischof von Culm, Peter Kostka, und der Kronmarschall Iborowski. Der König trug ein leuchtend rotes, reich geschlitztes Gewand, das mit goldgelber Seide unterfüttert war. Er hatte eine kurze Schaubе umgehängt, die den Nacken vor einen hochstrebenden, steifen Kragen rückte. Die Hofe hörte am Knie auf. Bunte Seidenschleifen schlossen sie ab. Die schlanken, kräftigen Waden waren von prall sitzenden Strümpfen umhüllt, und die Füße staken in kurzen Stiefeln aus feinem, ebenfalls mit Schlitzen verziertem Leder. Stephan Bathory war es bekannt, daß der Bürgermeister von Danzig ein Mann war, der sich zu kleiden und zu zeigen wußte. Ihm lag daran, ihn schon äußerlich auszustechen. Als sie sich aber jetzt gegenüber standen, da mußte der junge Fürst sich selber eingestehen, daß das Alter ihm an Würde nichts nachgab.

In gemessener Höflichkeit waren die Danziger Herren vorgetreten, in der Mitte Konstantin Ferber, rechts von ihm Georg Rosenberg und zur Linken der Syndikus Lemke im schwarzen Talar des Gelehrten. Dahinter der Sekretär Thorbecke. Den Sunker von Zikwitz hatte man mit Vorbedacht zurückgelassen. Aber der Versammlung lag eine starke Spannung. Die polnischen Herren ahnten zumeist, welches das Ende sein würde. Trotzdem konnte keiner die Entwicklung voraussehen. Als die Vorstellung formgerecht vor sich gegangen war, begann der König: „Herr Bürgermeister, Euer Begehrt ist es gewesen, mich noch einmal zu sprechen, bevor es zum Äußersten kommt. Darf ich fragen — hat sich an Euren Bedingungen etwas geändert?“

Konstantin Ferber hob das stolze Haupt und nickte dann: „Gewißlich! Nachdem des Kaisers Maximilian Majestät das Zeitliche gesegnet hat, ist es des Rates fester Wille, hinfürder in Euch Polens rechtmäßigen König zu erblicken. Wir sind auch bereit, den Huldigungseid zu leisten —“

„Sofort?“

„Nein, edler Fürst!“ Konstantin Ferber wehrte mit der Rechten ab. „Es ist des Rates unumstößliche Meinung, daß zuvor unseren Wünschen entsprochen sein müßte. Insonderheit können wir nicht darauf verzichten, daß Ihr uns in aller Feierlichkeit unsere sämtlichen Vorrechte von neuem verbürgt

und zusichert. Nur unter dieser Voraussetzung und wenn solches geschehen ist —“

Der König unterbrach ihn abermals mit einer heftigen Bewegung: „So vernehmt zuvor, was ich an Euch und die von Euch vertretene Stadt für Anforderungen zu stellen habe!“

Der Kronmarschall trat vor und verlas von einer Pergamentrolle das Folgende: „Des Königs Majestät gibt kund und zu wissen: Erstlich — die Stadt Danzig hat binnen acht Tagen eine Sühnegefandtschaft zum Reichstag nach Thorn zu entsenden, die öffentlich und vor aller Welt Verzeihung für begangenes Unrecht, als da sind Rebellion und Auflehnung wider des Königs Majestät, Predigen von Aufruhr, Anwerben von Söldnern, Bewaffnen der Stadt und manches andere mehr, zu erslehen hat. Zum Zweiten — die Stadt hat alle neuen Mauern, Wehren und Bastionen, die aus solchem Anlaß entstanden sind, wieder niederzureißen und abzubauen. Zum Dritten — sämtliche schweren Stücke, insonderheit die aus dem Gießhof des Büchsengießers Benning, sind unverzüglich samt Kugeln und Pulver abzuliefern. Zum Vierten — ist Weichselmünde bedingungslos an den Obersten Weiher zu übergeben. Zum Fünften und letzten — soll die Stadt alle Söldner, die sie angeworben hat, für die Dauer eines halben Jahres dem König auf ihre Kosten zur Verfügung stellen. Nur wenn diesen Forderungen entsprochen wird —“ der Kronmarschall riß die Augen gewaltig weit auf — „sieht sich des Königs Majestät veranlaßt —“

Er kam nicht weiter. Mit harten Schritten trat Konstantin Ferber vor. Wie ein Befehl klang, was er sagte: „Danzig ist eine freie Stadt. Wir lehnen es ab, von einer Schuld zu sprechen, die wir gut zu machen hätten. Spart Eure Worte, Herr Kronmarschall, solche Bedingungen sind für uns — leergedroschenes Stroh!“ Er verbeugte sich voller Anstand vorm König und ging.

Da entstand ein Tumult. Bewaffnete drängten herbei und legten Hand auf Herrn Ferber und auf Herrn Rosenberg. Und der König gebot: „So verhafte ich euch als Friedensbrecher!“

Ferber begehrte heftig auf. Doch Widerstand war sinnlos. Die beiden wurden abgeführt. Der Sekretär Thorbecke schloß

sich seinem Herrn aus freien Stücken an. Dem Syndikus Lemke drückte der Kronmarschall eine Abschrift der verlesenen Bedingungen in die Hand: „Reitet zur Stadt und tragt sie den Bürgern vor, ein Bote des Königs wird Euch begleiten.“

Herr Lemke ging, festen Schrittes. Seine Empörung trug er offen zur Schau.

Und der Abt von Oliva flüsterte dem König ins Ohr: „Jetzt ist Danzig seines Oberhauptes verlustig. Anders wäre es nie geglückt, der Stadt das steife Rückgrat zu brechen.“

Verborgene Fäden.

Am Rande des die Recht- und Altstadt Danzigs scheidenden Grabens stand ein altes, baufälliges Haus. Es war schief und krumm und in sich zusammengesunken und glich einem Menschen, dessen Glieder die Last der Jahre kaum noch zu tragen vermögen. Ein Mann betrat das Haus, mit Waffen angetan und wie ein städtischer Söldner gekleidet. Er stieg die ausgetretene, knarrende Treppe empor, die zum Obergeschoß führte, und stieß dort eine Tür auf, die, windschief und verschrammt, in ihren Angeln hing. Es war ein niedriger, muffiger Raum, den der Söldner betrat. Die kleinen Fenster waren geschlossen. Sonnenlicht fand keinen Zutritt. Ein wackliger Tisch stand in der Mitte, mit Schreibgerät bepackt. An der einen Wand hing ein roh geschnitztes Kreuzifix, und in der dunkelsten Ecke hatte eine Pritsche Platz gefunden; eine Pritsche mit einem Strohsack, auf dem ein menschliches Wesen schlief. Laut ging sein Geschnarche. Ohne viel Federlesens zu machen, begab sich der Stadtsöldner zur Pritsche und zerrte den Schlafenden am Arm: „Aufgestanden, ich bin da!“

Ein dumpfes Grunzen war die Antwort.

„Vorwärts, alter Dachs, rührt Euch!“

Der auf der Pritsche hob den Kopf: „Was gib't's, ich bin müde, hab die ganze Nacht geschrieben —“

Der Söldner lachte: „Und kein Tröpflein dabei getrunken? Macht Erminio Pankert so etwas nicht weiß, Ihr schlaft Euren Kausch aus —“

Da fuhr der Liegende hoch. Es war ein kleines altes Männchen mit verwittertem Gesicht und giftigen Augen. „Das ist zu viel, das geht zu weit! Ich einen Kausch, wo ich seit drei Tagen keinen Tropfen Bier, geschweige denn Wein über meine Lippen habe rinnen lassen!“ Er nestelte sich unter

seiner dünnen Schlafdecke hervor, streckte die Beine unter einem Seufzer auf den Boden und erhob sich.

„Wie siehst Du denn aus?“ fragte er nach einer Weile, nachdem er sich die rotbrüchigen und tränenden Augen gerieben hatte. „Waffen und Kleider wie ein städtischer Söldner . . .?“

Erminio Pankert, des Ratmannen Lukas Blumenstein entlassener Diener, hatte rittlings auf dem einzigen Stuhl in der Schlafkammer Platz genommen und streckte in selbstgefälliger Betrachtung seine Beine von sich. „Ja, sagt ich's Euch nicht, daß man sich noch um mich reißen würde? Herrn Göbels Fürsprache hat mich aus den Händen des Rates befreit. Und ein Freund des Herrn Göbel, der Fähnrich Merten Holland, hat mich alsbald bei seiner Fahne eingestellt.“

Der Bewohner der Kammer beargwöhnte den Gast mit lauerndem Blick. „Und Du bist nun bereit, treue Kriegsdienste zu leisten?“

Pankert schneppte mit den Fingern durch die Luft: „Der Fähnrich Merten ist schon ein Mann nach meinem Geschmack. Im übrigen — wo das Geld rollt, dort bin ich zu haben.“

„So — so, sieh einmal an! Auch Du bist hierfür empfänglich?“ Der Alte — es war der Schreiber Ludwig Hefster, der verkommene Mensch, der mit Stipendien der Stadt einst hatte auswärts studieren dürfen — machte die Gebärde des Geldzählens.

„Warum nicht?“ Der neuangestellte Stadtsöldner lachte. „Denen vom Rat sitzen die Schillinge ja plötzlich lose im Beutel! Unserem geht es jetzt gut —“

„Und der friedfertige Bürger —“ Ludwig Hefster reckte die mageren Arme hoch und schüttelte sie — „muß mit Abgaben bluten: Kopfgeld, Akzisen von Getränken, ein hundertster Pfennig vom Einkommen, Grundstückszinsen außerdem — alles zieht man uns aus der Nase, um nur die Anleihen decken zu können, die die Ehrfamen bei fremden Fürsten und Finanziers aufgenommen haben. Wie soll das enden, frage ich? Wer führt uns aus dem Wirrsal heraus? Diese dreimal versuchte Fehde!“

Erminio Pankert erhob sich und klopfte dem Erregten auf die Schulter. „Wieviel tragt Ihr denn zu den Steuern

und Abgaben bei? Ihr seid wohl ein heimlicher Besitzer und Geldmann?"

Des Alten Augen schillerten grünlich vor Arger. Doch er bezwang sich. Er hatte den Besuch erwartet. Sein Gönner Kaspar Göbel hatte ihn darauf vorbereitet. Drum fragte er nur mit zur Freundlichkeit gepreßter Stimme: „Was führt Dich heut hierher? Willst Du Dich endlich näher erklären?"

Der Söldner nahm wieder Platz. „Ich bin mit dem Münzmeister, mit Herrn Göbel, näher bekannt — schon seit langem — schon als ich beim Ratmann Lukas Blumenstein war —“

„Ich weiß, ich weiß“, unterbrach ihn der Alte. „Spar Dir die lange Einleitung.“

„Und Herr Göbel hat mir gegenüber den Wunsch geäußert, wir zwei beide möchten miteinander — nun, wie soll ich sagen — näher bekannt werden. Verstehet Ihr mich?"

Der Schreiber zog sich sein sadenscheiniges Wams an. Die Antwort blieb er schuldig. Vom Hof schrillte eine keifende Weiberstimme heraus.

„Verstehet Ihr mich?" wiederholte Pankert, ein wenig dringlicher als das erste Mal.

„Ja doch!"

„Nun — und . . .?"

Der Alte kam schlurrenden Schrittes näher und blickte ihm prüfend in die Augen: „Ich kenne Dich seit geraumer Zeit und weiß auch, daß Du Herrn Göbel, solange Du beim Blumensteiner warst, manchen guten Dienst geleistet hast. Jetzt kommt es darauf an, daß Du Dich weiterhin als verläßlich erweist —“

„Wollt Ihr mir etwa Vorhaltungen machen?"

„Pst, junger Mann, nicht so hizig!" Es lag etwas eigentümlich Zwingendes in dem Blick des Schreibers, eine teuflische Gewalt, selbst Pankert empfand sie . . .

Und nun folgte ein förmliches Verhör des Alten. „Du bist aus Elbing gebürtig?"

„Ja! Von italischer Mutter und deutschem Vater.“

„Seit wann in Danzig?"

„Seit sechs Jahren!"

„Hast was getan?"

„War Diener, erst beim Ratmann Giese, dann beim Lukas Blumenstein.“

„Woher kennst Du Kaspar Göbel?“

„Eja, wie es kam — ich bin ihm einmal mit meinem Dolchmesser beigeprungen, als er beim Heimgang vom Artushof Händel auf der Gasse bekam. Und dann — hat er mich öfters angesprochen —“

„Und Dir Geld gegeben?“

„Ja, das hat er.“

„Und dafür hast Du ihm hinterbringen müssen, was sich beim Herrn Lukas im Hause zutrug?“

„Alles, auch die kleinsten Begebenheiten.“

„Hat Dich Kaspar Göbel auch sonstwie ausgenutzt?“
Hesters Augen zitterten vor Erregung. Er hing an den Lippen des anderen.

Erminio Pankert zögerte mit der Antwort. Er kniff die Lippen zusammen.

„Nun, heraus mit der Sprache! Wenn wir zusammen arbeiten sollen —“

„Eja, Euch kann ich's ja schon sagen. Herr Göbel arbeitete insgeheim mit einer neuen Münzpresse und sagte, sie sei von ihm erfunden.“

„Und bei den Arbeiten hast Du ihm helfen müssen?“

„Ja doch!“ Pankert wurde ein wenig ungeduldig.

Der Alte ließ sich jedoch nicht beirren. „Gib's bei der Presse etwas Besonderes zu sehen?“

Der junge Mensch zuckte die Achseln. „Weiß ich's? Darauf versteh ich nicht.“

Ludwig Hester verstummte für eine Weile, sann nach und forschte dann weiter: „Nun komm ich auf ganz etwas anderes — wir müssen uns doch kennen lernen! Hast Du gute Bekannte in der Stadt, auf die man sich verlassen kann?“

„Ich hab schon meine Freunde. Ob auf sie aber Verlaß ist, wenn es gilt, ein Stücklein zu wagen. . . Der Schiffer Klaus Ohling ist mir kein Fremder —“

„Den kenne ich besser als Du!“

„Eja und sonst — da wäre der Bernd Landewig. . .“

„Der wäre ein Freund von Dir? Das glaube ein anderer!“

„Er gerade nicht, aber seine Schwester, die ist wie toll hinter mir her!“

Der Alte piffte durch die Zähne. „Sieh da, damit ließe sich vielleicht etwas machen. Frauensleute sind als Mittler immergut zu gebrauchen. Vor allem, wenn sie hübsch sind wie die Trude. Nun höre aber zu, wofür Du Dich anstellig zeigen sollst: Du weißt, daß eine große Unruhe in der Stadt herrscht, und daß der Rat, die Überstolzen und Überschlauen, das Volk ausnützen möchte, um seine selbstsüchtigen, auf Wahrung der eigenen Macht gestellten Ziele zu erreichen. Mir ist bekannt, daß auch die Gewerke zum Kriege wider die Polnischen drängen. Ich verabscheue den Krieg, er ist die Krone sinnlosester Rohheit. Wo er aber kommen soll, muß er dafür ausgenutzt werden — und darin stimme ich mit Kaspar Göbel überein —, die Halsstarrigkeit des Rates zu brechen. Das Volk, die Gewerke sollen hochkommen. Wir, die wir mühsam unser Brot verdienen, sind dazu berufen, die Geschicke unserer Stadt künftig zu lenken. Warum hat man mich nicht angestellt —“ der Alte wurde zusehends heftiger — „warum hat man meine Fähigkeiten gestiftentlich unterdrückt? Weil ich den hohen Herren zu klug war, weil sie fürchteten, ich möchte ihnen gefährlich werden, weil sie es nicht haben wollten —“ seine Stimme schnappte über, — „daß ich Schöffe, Syndikus, Ratmann und Bürgermeister würde!“ Erschöpft brach er ab, ein Hustenanfall warf ihn vollends darnieder.

Pankert mußte sich gedulden. Erst nach geraumer Weile bekam er Antwort auf seine Fragen.

„Was Du machen sollst? Nun, erstlich einmal häufiger zu mir kommen, damit ich Dich einweihe in wichtige Dinge. Zum andern Unfrieden säen wider den Rat, wo Du nur kannst. Und zum Dritten — laß Dich von Kaspar Göbel nicht allzu sehr umstricken. Auch er ist ein Mann, der nur seinen Vorteil im Auge behält.“

Erminio hatte sich mittlerweile ein wenig an des Alten Art gewöhnt. So fragte er ganz trocken dagegen: „Und Ihr, Ihr denkt selbstlos immer nur an andere?“

Der ehemalige Rechtsgelehrte krallte ihm seine unsauberen Hände entgegen: „Daß ich Dir nicht die Augen aus dem Kopfe krawe!“ Er hielt aber trotzdem den jungen Menschen

bei sich fest. Sie hockten noch lange beisammen. Und obwohl immer wieder die schrille Stimme des reisenden Weibes störend dazwischen schallte, weihete er doch den gelehrigen Schüler in sein Wissen und in seine Pläne und Absichten ein. „Die Hauptsache bleibt“, sagte er, von einer aus Eitelkeit herrührenden Geschwägigkeit verführt, „daß man zumindest stets zwei Eisen im Feuer hat. Ich diene mit meinen Erfahrungen dem Münzmeister Göbel, obwohl ich mir jedes Geldstück von ihm mißtrauisch ansehe, ob es auch von echtem Schrot und Korn ist. Gleichzeitig leihe ich aber auch dem Abt von Oliva, Herrn Kaspar Jeschke mein Ohr. Bei dem gibt es nur gute Münzen, und er hat Weine in seinem Keller —“ Ludewig Heffter schnalzte mit der Zunge und seine Augen, sonst grünlich und giftig, gewannen einen verklärten Ausdruck — „ich sage Dir, mein junger Freund, Weine . . .“

Der verschlagene Pankert fühlte sich mehr und mehr Herr der Lage. „Ihr haltet es also mit beiden Parteien und mit beiden Bekenntnissen?“ brachte er mit unschuldiger Miene vor.

Worauf sein Lehrmeister großartig erklärte: „Für alle Fälle! Man kann nie wissen, wer obsiegt — Stadt oder König, Rom oder Wittenberg!“

* * *

Just zur selben Stunde verhandelte auch noch ein anderes Paar: der Münzmeister Kaspar Göbel und Herr Lukas Blumenstein. Und der zugewanderte Göbel war nicht wenig stolz darauf, daß ihn der alteingesessene Ratmann in seinem Hause aufgesucht hatte. Es war das erste Mal, daß es dazu gekommen war. Und der Ratmann hatte sich auch nur schweren Herzens entschlossen. Aber er war, ohne es selbst recht gewahr zu werden, mehr und mehr in Abhängigkeit von dem Münzmeister geraten. Sein Ehrgeiz, der aus sich selbst heraus nicht die Kraft zur Tat fand, trieb ihn zur Anlehnung an den anderen. Und Kaspar Göbel verstand es immer wieder, in geschicktester Weise die Glaubensfrage mit der Machtfrage zu verquicken, indem er in schier unerschöpflicher Fülle Bilder an die Wand malte, wie Rom über Wittenberg triumphieren würde, falls das alte Stadttregiment am Ruder bliebe.

Davon sprach man auch heute, und der Umstand, daß die Gesandtschaft unter Konstantin Ferber noch immer nicht aus dem polnischen Lager zurückgekehrt war und überhaupt nichts von sich hören ließ, führte nur Wasser auf Göbels Mühle. „Sie lassen es sich in Orehin wohl sein“, erklärte er kurzerhand. „Unser Bürgermeister wetteifert mit Stephan Bathory in der Pracht seiner Kleider, sie bankettieren, scharmuzieren, spotten und lachen über uns, und spinnen insgeheim schon ihre Fäden zu dem Strick, mit dem sie uns das Fell über die Ohren ziehen wollen.“

Lukas Blumenstein seufzte tief. Er war in letzter Zeit sichtlich verfallen. Keine Nacht fand er richtige Ruhe. Ehrgeiz und die Furcht vorm Entdecktwerden heizten ihn mit ihren Geißelhieben. „Ist es möglich,“ begann er nach einer Weile des Überlegens, „daß das eintritt, was Ihr neulich andeutetet, nämlich daß — ich bringe es kaum über die Lippen — daß hinter Stephan Bathory in Wahrheit der Türke, der Heide steht?“

„Gewißlich ist das möglich!“ Kaspar Göbel straffte sich in seinem Sessel. „Überlegt doch nur, woher der neue Polenkönig stammt! Aus Siebenbürgen — wer kennt das Land? Unmittelbar bei den Türken soll es liegen. Und daß der Satan mit allen Künsten arbeitet, wer zweifelt daran?“

Der Ratmann seufzte abermals. „Immer wieder ruft man im Deutschen Reiche auf, Beisteuern zu geben zur Abwendung der Türkengefahr. Und nun läßt man es zu, daß sie unmittelbar vor den Toren Danzigs, wenn auch in versteckter Form, ihr Haupt erhebt!“

Kaspar Göbel schlug ein Bein übers andere und kreuzte die Finger. „Wir müssen uns, wo niemand uns beisteht, nach Bundesgenossen umtun. Christi Lehre verlangt es. Es gibt genug Fürsten, die wie wir zum reinen Evangelium stehen.“

„An wen denkt Ihr?“

Der Münzmeister strich sich das Kinn und schmalzte mit der Zunge. „Nun, ich wüßte schon einen . . .“

„Wollt Ihr Euch nicht näher äußern?“

Göbel zögerte absichtlich mit der Antwort. „Warum nicht? Der Dänenkönig schwebt mir vor. König Friedrich liehe uns ganz sicher seine Hilfe.“

Lukas Blumenstein ließ die Unterlippe fallen. „Das glaubt Ihr? Dänemark, das uns noch vor Jahren schweren Abbruch getan hat? Es sollte uns jetzt beistehen?“

„Wenn man ihm Vorteile in Aussicht stellte . . .“

„Welcher Art?“

Doch Göbel sprang mit seinen Gedanken flugs auf eine andere Fährte. „Die Hauptsache bleibt — Dänemark ist stark im Glauben wider Rom und Heidentum. Und ehe wir in der Marienkirche wieder einen römischen Pfaffen am Hochaltar sehen, scheint es mir weise und geboten, man streckte dem Dänenkönig und seinem Volke die Bruderhand entgegen.“

„Ihr mögt recht haben.“ Zögernd brachte es der Ratmann vor. Und nach einer Weile: „Habt Ihr etwa schon Verbindungen aufgenommen?“

Kaspar Göbel nickte. „Doch das müßt Ihr als streng vertraulich annehmen! Immerhin wäre es nicht unangebracht, wenn Ihr gelegentlich für meinen Plan Stimmung unter den Ratsherren machtet.“

Etwas wie Neid sprach aus Blumensteins Augen, als er den Münzmeister anstarrte. „Wie ist Euch das nur wieder geglückt? Verbindung mit Dänemark, ohne daß einer von uns etwas davon weiß . . .“

„Entnehmt daraus,“ lautete die hochmütige Antwort, „daß neue Kräfte nach oben streben, und daß Altes, was man fälscherweise hochschätzt, in seiner Schaffenskraft längst verküchert ist.“

Der Ratmann zuckte schmerzhaft zusammen. „Werft Ihr mich in denselben Topf?“

Doch da lenkte Göbel geschmeidig ein: „Dann würde ich mich Euch nicht so rückhaltlos anvertrauen.“

Lukas Blumenstein erhob sich. „Wenn ich bitten darf, besucht mich morgen. In unseren Tagen, wo das Rad der Unrast sich schneller dreht als sonst, tut es not, daß man in enger Fühlung miteinander bleibt.“

Göbel nickte, schon wieder gönnerhaft. „Wenn es meine Zeit erlaubt, so werde ich morgen vorsprechen.“

Sie trennten sich. —

Es währte nur eine kurze Spanne, bis Göbel einen neuen Besucher empfing. Ihn hatte er aber herbeirufen lassen. Es

war der Schiffer Klaus Ohling. Bevor er das Zimmer betrat, hatte der Hausherr eine Karaffe mit gebranntem Wein und zwei Gläser bereit gestellt.

Den massigen Kopf wie immer zwischen die Schultern gesenkt, trat der grobschlächttige Seefahrer ein, kaum daß er ein Wort zum Gruß hervorbrachte. Kaspar Göbel war daran gewöhnt. Er übersah dererlei und behielt nur seinen Vorteil im Auge. Er goß als erstes vom gebrannten Wein ein und sagte: „Nun, alter Brummbär, ist Euer Kasten wieder segefertig?“

„Das schon!“

„Und wohin soll's gehen? Trinkt aber zuvor einmal.“

Klaus Ohling zögerte einen Augenblick, ergriff dann das Glas und goß seinen Inhalt hinunter. Mit dem Handrücken wischte er sich die Lippen ab. „Schmeckt gut das Zeug“, lobte er, derweilen Göbel für eine neue Füllung sorgte.

„Also nach Dänemark geht's wieder?“ nahm der Hausherr als selbstverständlich an.

Ohling nickte.

„Nach Kopenhagen?“

Dieselbe Bestätigung.

„Und wie ist es — würdet Ihr einen Brief für mich besorgen? An die gleiche Adresse wie das letzte Mal, an den Hauptmann Klaus von Ungern? Klaus an Klaus —“ Göbel lachte gezwungen — „das müßtet Ihr doch tun!“

Da geschah etwas, auf das Göbel nicht vorbereitet war. Der Alte spuckte, spuckte ins Zimmer, spuckte offenbar vor ihm, vor dem Hausherrn aus.

In Göbel wallte der Arger hoch, doch er bezwang sich. Außer Klaus Ohling hatte er niemanden, der seine geheimen Botschaften übers Wasser trug. „Trinkt noch vom gebrannten Wein“, riet er. „In Eurem Alter — bei dem unfreundlichen Wetter . . .“

Doch der Alte rührte sich nicht. Wie ein gereizter Bulle, den Kopf zum Angriff gesenkt, blieb er stehen.

Des Münzmeisters Überlegungen tasteten hin und her. Offenbar war hier etwas nicht in guter Reihe. Der Brummbär war verknurrt, man mußte ihm Zucker bieten oder etwas anderes — halt, das war es!

„Ihr seid wohl bei den schlechten Zeiten mit Eurem Verdienst nicht ausgekommen? Kann's mir denken. Nur die Herren vom Rat mästen sich, wir anderen —“

Klaus Ohling gab einen Laut von sich. Es war fast wie ein unterdrücktes Brüllen.

Göbel tat einen Schritt auf ihn zu. „Ich bin gern bereit, Euch zum früheren Botenlohn etwas hinzuzulegen —“

Da hob Klaus Ohling den Kopf, aus seinen Augen schoß das Feuer der Verachtung und mit zornbebender Stimme sagte er: „Ich danke für Euer Schandgeld!“

Der Münzmeister war nun für einen Augenblick betroffen. Außerlich gelassen setzte er sich auf einen Stuhl. „Solch Wort aus Eurem Munde — hätte ich nicht erwartet.“

„So vernehmt noch mehr!“ Setzt reckte sich Klaus Ohling. „Wie Schuppen ist es mir von den Augen gefallen: Ihr fischt im Trüben, Ihr sinnt Unheil wider unsere Stadt, Ihr seid kein deutscher Mann, ganz undeutsch seid ihr, nur auf den eigenen Vorteil aus. Und ich — ich soll Euch Handlangerdienste leisten? Nicht für alle Schätze der Welt! Pfui Teufel, Sturm und Hagelbö!“

Kaspar Göbel hatte den Alten toben lassen, obwohl die Anklagen ihn recht peinlich trafen. Als der Schiffer schwieg, hob er den Kopf: „Ich weiß nicht, was Euren Sinneswechsel verursacht hat —“

„Mein eigenes Empfinden — klare Erkenntnis — jetzt, wo Danzig in Not ist!“

„Ich begreife auch nicht, was Euch ein Recht gibt, mich zu beschuldigen, als ob ich jemals wider der Stadt Vorteile agitiert hätte —“

„Ich spür's — Ihr tut es!“

„Und auf solch lustiger Unterlage baut Ihr Anklagen gegen mich auf? Erinnert Euch der Zeit, wo Ihr im Gefängnis gefessen habt. War die Freibeuterei ein Handwerk, daß Ihr Danzig zum Vorteil betrieben habt?“

„Das war dazumal ein ander Ding! Wir halfen dem verstorbenen Polenkönig, der ein Freund unserer Stadt war, wider die Moskowiter —“

„Und habt dabei Danzig und seinem Handel geschadet, daß die Stadt Euch dingfest machte, sobald es ging, ohne den

Polenkönig zu reizen. Klaus Ohling, was ist in Euch gefahren? Ansonsten haben wir uns gut vertragen und nun mit einem Male . . . ?"

Der Schiffer hatte seinen Kopf wieder gesenkt. „Ich will auf meine alten Tage ehrlich werden,“ brachte er hervor, und noch immer lag ein Grollen in seiner Stimme. „Euch ein Unrecht nachweisen — nein, das vermag ich nicht. Und dennoch — ich sage mich von Euch los. Ihr braucht nicht mehr nach mir zu schicken.“

Kaspar Göbel hatte sich erhoben. „Euch ist eine Laus über die Leber gelaufen. Hat sie sich erst auf und davon gemacht, vielleicht, daß wir uns später doch noch freundschaftlich begrüßen.“

Klaus Ohling, der schon im Fortgehen war, blieb aber stehen und sagte über die Schulter zurück: „Laßt solche Hoffnung fahren, Herr Münzmeister. Ich diene jetzt nur noch der Stadt und ihrem rechtmäßigen Regiment. Und dabei bleibt's! Im übrigen — Gott befohlen!“

Als Göbel allein war, maß er mit erregten Schritten das Zimmer. Er hatte das Gefühl, der Boden unter ihm sei ins Wanken geraten. Heute Morgen erst hatte er die Nachricht erhalten, daß man dem Ludewig Hestler nicht vollends trauen dürfe. Und nun Klaus Ohling — wußte der alte Braukopf mehr als er verriet?

Göbel öffnete die Tür zur Diele und rief mit lauter Stimme nach seinem Diener. Er mußte den Ruf mehrfach wiederholen, bis er Erfolg hatte. Endlich erschien Fritz Packusch. Der Trottel hatte geschlafen. Seine linke Backe war striemig verdrückt, und in den Augenwinkeln stand ihm Wasser.

Der Münzmeister schrie ihm ins Ohr, denn Packusch war nicht nur minderbegabt, sondern auch schwerhörig: „Der Fähnrich soll zu mir kommen!“

Packusch nickte und entgegnete: „Alsbald, wo er schon da ist!“

„So führ ihn zu mir!“

„Alsbald, alsbald . . .“ Packusch humpelte davon.

Unter Wehrgehäng- und Sporengeklirr nahen schwere Schritte. Eine derbe Faust klopfte an der Tür, und ein Mann trat ein, der sich im Türrahmen bücken mußte, um sich nicht

den Kopf zu stoßen: Werten Holland, Fähnrich im Dienste der Stadt, Vertrauter im Dienste des Herrn Göbel.

„Nun, was gibt's?“ Der Fähnrich machte selten oder nie Umschweife. „Ihr habt mich verdammt lange warten lassen!“

Göbel war an die Art des jungen Haudegen gewöhnt und ließ sich nicht durch sie beirren. „Klaus Ohling war bei mir, langweilig und traurig wie immer. Außerdem hat er mir Schwierigkeiten gemacht —“

„Papperlapapp — Schwierigkeiten hin, Schwierigkeiten her! Sie sind nur dazu da, um beseitigt zu werden.“ Werten Holland fuhr mit seinen langen Armen durch die Luft, als schöbe er etwas gewaltsam von sich.

„So — Ihr wißt also jemand, der an Klaus Ohlings Stelle treten könnte?“

„An Klaus Ohlings Stelle treten?“ Der Fähnrich erspähte das stehen gebliebene Glas mit dem gebrannten Wein, griff zu und trank es mit einem Ruck leer. „Wenn der Alte nicht pariert, setzen wir ihm die Pistole an die Stirn. Kaltes Eisen mit Pulver dahinter hat schon manchen zur Besinnung gebracht.“

Göbel nickte vor sich hin. „Auf jeden Fall — worum ich Euch bitten wollte — auf den vertrackten Schiffer muß aufgepaßt werden. Er hat hier aufgemuckt — in einer Weise —“

Werten Holland klemmte den linken Ellenbogen in den Korb seines Degens und ließ die lange Scheide hinter sich auf und ab schwingen: „Ganz wie meine Leute!“

„Wie Eure Leute?“ Der Münzmeister war betroffen.

„Ja, ja!“ Der lange Kerl wippte jetzt auf den Füßen und schaute mit halb zugekniffenen Augen von oben herab sein Gegenüber an. „Ist's ein Wunder? Dazig wirbt in hellen Haufen Söldner an, redet von Krieg und Kampf und reicher Beute. Aber der Winter naht und noch ist kein Büchschuß, geschweige denn ein Schwertstreich gefallen. Unter solanen Umständen kann sich meiner Treu niemand wundern, wenn die Fähnlein unruhig werden und nach mehr verlangen, als bei kargem Sold auf der Lauer zu liegen. Ich für meine Person —“ immer heftiger fuhr die Degenscheide auf und ab, — „bedanke

mich für solche Kriegsdienste. Da kann niemand Manneszucht halten!"

Herr Göbel musterte den anderen mit seinen großen, dunklen Augen. Mache der Fähnrich ernst oder lief das Ganze nur wieder auf eine Erpressung hinaus? „Sede Stunde lauiere ich auf die Entscheidung“, entgegnete er. „Es kann nicht viel länger währen. Aber Botschaft vom König oder von Konstantin Ferber muß abgewartet werden. Eher können wir nichts unternehmen. Das müßt Ihr doch einsehen, Ihr und Eure Leute!"

„Ich schon! Aber mein Pack . . .“

„Dafür seid Ihr Fähnrich und Führer! Genau wie ich die Gewerke hinter mir habe und im Zaume halte —“

Merten Holland legte dem Münzmeister seine rechte Franke schwer auf die Schulter: „Spart Euch bei mir Eure Magistereien. Ich weiß, wer ich bin und was ich vermag. Aber täuscht Euch nicht — Ihr müßt den Söldnern Futter vorwerfen, sonst springt Euch das Raubtier ins Genick.“

„Wie meint Ihr das?“ Kaspar Göbel nahm Platz, der Fähnrich folgte seinem Beispiel.

„Wie ich das meine? Nun, das liegt doch auf der Hand! Wir wollen etwas erleben, uns kribbelt das Blut in den Adern. Der Pole hat die Drischast Praust ausgeplündert und verwüftet. Was haben wir als Entgelt getan? Noch nichts, was uns Vorteil brachte. Und dabei ist die Wut gegen alles, was polnisch heißt, ständig im Wachsen. Herr Göbel, ich rate Euch gut: Wenn erst die Fehde gegen Stephan Bathory ernstlich begonnen hat, ob mit oder ohne Rat, das bleibe gleich, dann gebt alles polnische Gut in der Stadt und rings um die Stadt frei. Ein jeder mag ungestraft daran sein Mütchen kühlen, wenn er auch Beute macht. Verlaßt Euch darauf, solches Zugeständnis würde Wunder wirken. Und die murrenden Söldner würden Euch von Stund ab mit Haut und Haaren verschrieben sein.“

Kaspar Göbel stützte den Kopf in die Hand und überlegte. „Euer Vorschlag ist ein kizlig Ding“, brachte er schließlich hervor. „Wer will den Massen Einhalt gebieten, wenn ihre Eier erst entfesselt ist?“

Da lachte Merten Holland verächtlich auf: „Ihr, Meister Göbel, Ihr! Wer anders als Ihr! Wer hat sich eben noch gebrüftet, die gesamten Gewerke im Zaum zu halten?“

Der Münzmeister warf den Kopf hintüber: „Gut, ich will es mir überlegen. Wenn Ihr Botschaft bekommt ‚Frei Gut‘, dann mag polnischer Besitz als vogelfrei gelten. Aber nur polnischer, hört Ihr, kein städtischer! Und sorgt mir dafür, daß das Gerücht unter die Menge kommt, der Rat unserer Stadt habe die Maßnahme ausdrücklich gewünscht und bestätigt.“

Merten Holland nickte. Er hatte seinen Kumpan verstanden und war mit dem Erreichten zufrieden.

Die Nacht über die Stadt!

„Und Du bist noch immer nicht einverstanden?“

„Nein, Großmutter, ich traue dem Pankert nicht.“

„Der Rat hat ihn doch freigegeben, Stadtsöldner ist er geworden, und die Trude — sie hat gebettelt und gefleht —“

„Sie ist ein töricht Ding.“

„Das sagst Du als der Jüngere?“

„Weil ich ein Anrecht darauf hab, mich hierbei weiser zu fühlen.“

Die Großmutter tastete nach der Hand ihres Enkels. Und als sie ihn dicht neben sich fühlte, flüsterte sie ihm zu: „Bernd, laut mag ich es nicht verraten, aber ich stehe ganz auf Deiner Seite.“

„Und hast doch nachgegeben, als der welsche Laffe kam und um die Trude bat! Nun sind sie einander zugesprochen, und was daraus werden mag . . .“

Die Großmutter nickte nachdenklich vor sich hin: „Sa, was daraus werden mag . . .“

„Du hättest Deine Einwilligung nicht geben dürfen!“

Da schossen ihr Tränen aus den glanzlosen Augen. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet, so hat der Herr gesprochen!“

Bernd Landewig blieb stumm. Er wandte sich sogar ab, denn Tränen konnte er nicht sehen. Doch die Großmutter gab seine Hand nicht frei. Leise wimmerte ihre Stimme an sein Ohr. Noch nie war sie so weich gewesen. „Mein lieber Jung, sieh, ich bin alt. Jeden Tag kann unser Herrgott mich abrufen. Soll ich dann vor sein Angesicht treten und bekennen, daß ich eine Unglückliche auf Erden zurückgelassen habe? Eine Unglückliche, weil ich ihr das Jawort versagte?“

„Und wenn es just das Jawort war, das sie ins Unglück gestoßen hat . . .?“ Bernds Stimme bebte, als er solches sprach.

Da fuhr die alte Frau zusammen, ganz so, als hätte sie ein scharfer Stich getroffen. „Wenn Du recht behieltest, Bernd, dann, dann . . . wir wollen's dem Allmächtigen überlassen, er wird schon alles in Gnaden lenken.“

Doch der Enkel hatte an jenem Morgen ganz kezerische Gedanken. „Wir müssen unser Lebensschifflein selber steuern“, entgegnete er. „So will und wünscht es Gottvater im Himmel. Wenn es anders wäre, dann brauchten wir ja bloß die Hände in den Schoß zu legen und unser Haupt in Ergebenheit zu ducken. Laß nur, Großmutter, ich werde der Trude schon zusetzen. Von mir bekommt sie kein freundlich Wort, eh sie nicht abläßt von dem Pankert.“

Der Enkel ging und ließ die Alte unter der Obhut der Nachbarin zurück. Ihre Tränen sickerten noch lange.

* * *

Als Bernd Landewig auf den Langenmarkt kam — nein, schon früher, denn die Menschen strömten ja nur so zusammen, da wurde es ihm klar, daß ein besonderes Ereignis seinen Lauf nahm. Und da gerade sein einstiger Gegner aus der Marienschule, der lange Friedrich von Holtzen des Wegs kam, zupfte er ihn am Armel und fragte: „Was gibt's? Rückt der Pole vor die Stadt?“

„Noch nicht, aber bald“, lautete die Antwort. „Unsere Gesandtschaft kehrt zurück. Es heißt, Konstantin Ferber soll fehlen.“

Da durchfuhr es Bernd Landewig wie ein weher Schmerz. Sollte das Gerüde über die Bathoryschen doch wahr sein? War der Bürgermeister schimpflich zurückgeblieben? Hatte er die Vaterstadt an die Polen und Türken verraten? Mit den anderen zusammen drängte Herrn Kramers Lehrling auf den Markt. Heute mußte der Stadtbaumeister auf ihn warten, es sei denn, daß er am Ende selber — Bernd reckte den Hals — richtig, dort stand er, im Gespräch mit dem Büchsengießer Benning und noch zwei anderen Meistern. Da beruhigte sich des Lehrlings pflichteifriges Herz, und er selber gab sich ganz der Spannung der Stunde hin.

Es war ein heller, frostiger Tag. Die Sonne stand, von Nebelschleiern verhüllt, als milchige Scheibe am Himmel. Am

Morgen waren Graupeln gefallen. Sie hatten den Markt weiß übersprenkelt. Kerzengerade stieg der Rauch aus den Kaminen der Häuser empor. Aber Kaspar Göbels Dach stand er als dicke schwarze Säule.

Vom Grünen Tor her klapperten über die Langgasse Pferdehufe. Alles reckte den Kopf — wer war's?

„Der Zizwiger ist's, mit seinem Beritt!“

„Allein? Ohne Herrn Ferber?“

„Laßt sehen . . . Nein, Herr Ferber ist nicht dabei, auch nicht Herr Rosenberg!“

Die Menge siebte vor Erregung. „Keiner vom Rat?“

„Es waren ja nur die zwei!“

„Nicht doch, der Syndikus, Herr Lemke war mitgeritten!“

„Herr Lemke, ja, der kehrt zurück! Dort ist er ja! Aber neben ihm, wer ist das?“

„Ein polnischer Herr: Seht nur, wie er sich plustert! Jüngelchen, dir wird man die Knochen verpassen!“

„Einem Abgesandten? Das tut man nicht!“

„Die Polnischen tun's doch!“

„Wollt Ihr Euch mit denen gemein haben?“

„Der Herrgott bewahr mich davor!“

„Es scheint aber fast so . . .“

Näher und näher kam der Beritt. An seiner Spitze der Zizwiger. Ingrimig schaute er drein.

Bernd Landewig hielt es nicht länger. Er sprengte mit kräftigen Armen den Ring der Gasser und trat vor. „Mit Gunst, Herr Junker, wo ist unser Bürgermeister?“

Der Zizwiger stemmte sich im Sattel hoch. „Verrat!“ rief er über die Köpfe der Neugierigen hinweg. „Die Polnischen haben ihr Wort gebrochen. Herrn Ferber und Herrn Rosenberg hat man als Gefangene schmähslich verschleppt!“

Ein Stöhnen durchlief die Menge. Zu einem Wutschrei wuchs es sich aus. Alles wogte zusammen. Beforgt trieb Herr Lemke seinen Gaul vor den polnischen Abgesandten. Er hatte ausdrücklich seiner Begleitung Schweigepflicht auferlegt, bis man den Rat gesprochen hätte. Und nun hatte der pommerische Junker den Schnabel nicht halten können.

Doch der machte seinen Fehltritt schon wieder gut. „Gebt Platz, ihr Leute“, empfahl er mit schallender Stimme, „unsere

Gäule haben heut früh sämtlich noch nicht gestalt und könnten es jederzeit nachholen!" Da wichen Angstliche zurück, und fast allgemein folgte ein kurzes Gelächter. Die Gäule kamen weiter. Aber die Menge ballte sich in immer größeren Massen vor dem Rathaus zusammen.

Der Syndikus und der Pole saßen ab und begaben sich ins Innere. Ihnen folgten mehrere Ratmänner, die sich verspätet hatten, und zum Schluß — in gemacht selbstsicherer Haltung — der Münzmeister Kaspar Göbel. Es waren ihrer nicht wenige, die ihm zuwinkten, und eine Stimme meckerte sogar hinter ihm drein: „Heut zieht aber den Faden stramm durchs Ohr!“ Die Umstehenden lachten: „Bravo, Meister Hemmling! Ihr müßt ihm die Hand dabei führen!“

Der Schneidermeister schoß mit Blicken nach links und nach rechts: „Er sollt sich man meiner bedienen, eine bessere Hilfe fänd er nicht!“

Auch im Sitzungsaal des Rates war die Erregung riesengroß. Ohne Platz zu nehmen, stand man zu Haus. Bevor der polnische Abgesandte vorgelassen wurde, mußte Herr Lemke Bericht erstatten. Er tat es in seiner ruhigen, besonnenen Art, und wußte, daß er im Sinne Konstantin Ferbers sprach, wenn er trotz der Schwere der Bedingungen und trotz des Wortbruchs der Polen nicht aufreizte, sondern zur Mäßigung riet. „Ob sich noch eine Brücke zur Verständigung wird schlagen lassen,“ so führte er zum Schlusse seines Vortrages aus, „mag billig bezweifelt werden. Ich selbst wage es kaum zu behaupten. Andererseits soll man nichts außer Acht lassen, was die Anrufung der ultima ratio hinauschieben, wenn nicht gar vermeiden könnte. Wo so viele kluge Köpfe zusammen sind wie hier, wird sich vielleicht doch noch ein Ausweg finden lassen, der unsere Ehre wieder herstellt und unserer Stadt ihre Vorteile sichert.“

Als der Syndikus geendet hatte, herrschte Stille im Raum. Nur daß man schwere Atemzüge vernahm. Seit Wochen und Monaten hatte man sich mit der polnischen Frage beschäftigt und sein Bestes daran gesetzt, eine Lösung zu finden, die allen Teilen gerecht wurde, Danzigs Stellung wahrte und vor allem die Möglichkeit bot, einen Damm gegen die polnische Hochflut

zu errichten. An Langmut und Friedensbereitschaft hatte sich der Rat das äußerste Maß gesteckt und es auch gewissenhaft beachtet. Nun schien aber auch ihm die Grenze überschritten.

„Es heißt zwar in der Bibel —“ der Bürgermeister Brandes wandte sich seinem Nachbarn zu — „so dir jemand einen Streich gibt auf deine rechte Wange, so biete ihm auch die andere dar —“

„Aber jetzt ist's genug!“ Johann Protte, sein Amtskollege, schüttelte lebhaft den Kopf. „Was wir gefürchtet haben, ist eingetreten: Abermals hat der Pole sein Wort gebrochen, Danzig ist in schwerer Stunde seines besten Mannes verlustig gegangen!“

Johann Brandes klopfte mit dem Ende eines kleinen Stabes auf den Tisch. „Ihr Herren, was geschehen ist, ihr habt es aus des Syndikus Mund vernommen. Wer erbittet das Wort?“

Der Ratmann Peter Behme erhob sich. „Zuvor eine Frage“, äußerte er und wandte sich dem Syndikus zu: „Wie stellt sich Konstantin Ferber zu der Angelegenheit? Sollen wir die polnischen Forderungen anhören und beraten? Oder sollen wir kurzerhand ein Ende machen? Bitte, Herr Lemke, erklärt Euch hierzu!“

Der Syndikus blickte zum Vorsitzenden hin, und als der ihm zunickte, gab er die gewünschte Auskunft: „Die Verhaftung und Abführung unseres Bürgermeisters kam so unverhofft und ging so schnell von statten, daß ich ihn nicht mehr sprechen konnte. Seine letzte Willensmeinung kann ich den Herren also nicht kundtun. Hingegen weiß ich aus mancherlei Zwiesprachen, daß Herr Ferber sich lieber sein Gehirn zermartern würde, ehe er sich den letzten Ausweg verbaute.“

„Ihr lebt also mit anderen Worten der Meinung, es sei angebracht, die polnischen Bedingungen noch einmal zu überprüfen, obwohl Herr Ferber sie selber in schroffer Form abgelehnt hat?“

„Der Ansicht bin ich allerdings!“

„Und was begehrt der polnische Abgesandte? Will er den Rat sprechen, oder wie lauten seine Instruktionen?“

„Er hat Anweisung, der Danziger Bürgerschaft unmittelbar sein Anliegen vorzutragen.“

„Das wäre! — Unerhört! — Ohne uns zu befragen! — Nimmermehr!“ Die Ratmänner riefen erregt durcheinander. Herr Brandes beschwichtigte sie: „Gemach, gemach! Wir haben doch auch noch ein Wörtlein mitzureden! Herr Syndikus, da Ihr in den letzten Tagen stündlich mit Herrn Ferber zusammen gewesen seid — welches ist des Bürgermeisters Ansicht? Sollen wir vom Rat die Sache allein in der Hand behalten, oder sollen wir dem Drängen der Gewerke nachgeben und sie an der wichtigen Entscheidung beteiligen?“

Da hob Heinrich Lemke das Haupt und erklärte unumwunden: „Herrn Konstantins Meinung geht strack dahin, daß nur wenige Auserwählte die Geschicke einer Stadt lenken können. Wer sich mit der blöden Masse einläßt, hat nach seiner Ansicht verspielt.“

Ein lautes Lachen ertönte . . . die Ratmänner fuhren mit den Köpfen herum . . . Kaspar Göbel stand unter ihnen! Niemand hatte sein Eintreten bemerkt. Er griff hinter sich und riß die Thür zum Sitzungsaal auf . . . Alles, was draußen harrete, strömte gegen Regel und Gebot herein, Meister von allen Gewerken. Im Handumdrehen war der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Was nutzte es, daß sich die Empörung der Ratmänner in lauten Zurufen äußerte? Kaspar Göbels geschickt eingeleiteter Wurf war geglückt, der Rat war vergewaltigt.

Der Bürgermeister Johann Brandes hatte sich als Erster gefaßt und legte Verwahrung ein. Seine ernstesten Züge spiegelten unsagbaren Kummer wider: „Herr Göbel, was habt Ihr zuwege gebracht! In dieser schweren Zeit, Auflehnung wider den Rat —“

„Nichts da von Auflehnung!“ polterte der Münzmeister dazwischen. „Die Ehrsamten brauchen sich nicht zu entsetzen, keinem wird ein Haar gekrümmt —“

„Und warum seid Ihr eingedrungen wider Ordnung und Gesetz?“ Peter Behme richtete sich auf in seiner ganzen Statilichkeit.

„Gut, daß gerade Ihr es fragt!“ Kaspar Göbel trat dem Ratmann hart entgegen. „Weil wir vom Verhandeln mit den Polnischen nichts mehr halten! Weil wir die Entscheidung der Waffen wünschen! Und weil wir vor allem verhindern wollen, daß solch ein windelweicher Mann wie Ihr — jawohl Herr Peter Behme — weiterhin Einfluß behält!“

Für einen Augenblick herrschte betroffene Stille. Dann fuhr die Wut unter die Ratmänner. Drohende Fäuste reckten sich hoch, aus verzerrten Zügen sprach der Haß, es lief wie ein Zucken durch die Gruppen . . .

Und Peter Behme? Mit beiden Händen hatte er seinen Widersacher am Wams gepackt, um ihn heftig zu schütteln. „Lump!“ schrie er ihm ins Gesicht, und noch einmal: „Du Lump!“

Göbel verfärbte sich. Der Aldermann der Fleischer trat dazwischen, und Johann Proite fiel dem zornwütigen Behme in den Arm: „Gebt Frieden, gebt Frieden!“

„Ich schon . . .“ Göbel taumelte zurück. „Habe ich angegriffen?“

„Gebt Frieden!“ Noch einmal mahnte Johann Proite. Den Ratmann Peter Behme zogen seine Freunde fort.

Wie ein Blitz war der peinliche Zwischenfall unter sie gefahren. Nun stand man einander fassungslos gegenüber . . . unter den Meistern manche mit verlegenen Gesichtern . . .

Der Bürgermeister Brandes war es, der sie bedachtfam wieder zusammenführte. „Wir müssen zum Ende kommen“, sagte er „und zwar zu einem guten Ende! Ich bitte jeden, der nicht hierher gehört, den Saal freiwillig zu räumen. Hierbleiben mögen drei von den Gewerken, damit alles Mißtrauen schwindet und ein Entschluß gefaßt wird, der allen zu Liebe ist.“

Ein Tuscheln und Gerede begann, Füße scharrten, einzelne Meister gingen, mehrere folgten, und nach kurzer Frist war der Sitzungsaal von den Eindringlingen wieder geräumt. Nur Kaspar Göbel, der Aldermann der Fleischer und der Bäckermeister Riemann waren zurückgeblieben.

Der Münzmeister hatte seinen Schreck über den unvorhergesehenen Angriff überwunden und sich selbst wiedergesunden. Raun hatte Johann Brandes die Besprechung von neuem eröffnet, als er das Wort begehrte. „Ihr Herren,“ sagte er, „wozu das viele Gerede! Der Abgesandte Stephan Bathorys mag ruhig zum Volke reden. Ich gebe euch die Versicherung, keine zehn Worte bringt er hervor, dann hat das Volk genug.“

„Wir müssen aber unter allen Umständen den Wortlaut der Bedingungen wissen, welche die Polnischen uns stellen!“ beharrte Peter Behme. Und er drang mit seiner Ansicht durch.

Der Abgesandte ward daraufhin vorgeladen. Und als man ihm eröffnete, es fände sich nichts dagegen einzuwenden, daß er selber der Bürgerschaft die von seinem Herrn gestellten Bedingungen vorlese, da erklärte er sich bereit, zunächst dem Rat Vortrag zu halten.

Der Vortrag dauerte nicht lange. Es ging den Ehrsamten der Stadt, wie es Herrn Ferber ergangen war, obwohl Stephan Bathory seine Forderungen nachträglich gemäßiget hatte — sie lehnten ab, sie lehnten rundweg ab! —

Inzwischen hatte Matthis Zizwitz vorm Hause des Rates der neugierigen Menge gegenüber seinen Mund nicht halten können. Es war nun einmal seine Art — was ihn bewegte und bedrückte, mußte herunter von seinem Herzen. Nicht als ob er schwachhaft gewesen wäre! Im Gegenteil, er konnte gegebenenfalls sehr wortkarg sein. Aber er war ehrlich und geradeaus. Und wo er ein Unrecht witterte, öffneten sich aus Zorn seine Lippen.

„Und Ihr sagt, der Abt von Oliva sei an allem schuld?“ Friedrich von Holten hatte sich dicht an des Sunkers Pferd gedrängt.

„Ganz gewiß!“ Matthis Zizwitz' blaue Augen blitzten über die Menge hinweg. „In letzter Stunde ist der Abt auf gehetztem Gaul im Lager zu Grebin eingetroffen. Ich habe ihn reiten sehen, der Teufel saß ihm im Genick!“

„Und der Abt hat nicht etwa für Danzig gesprochen?“

Da lachten die Umstehenden auf: „Der Abt für Danzig? Eher ginge eine Kuh mit dem Schwanz an den Futtertrog!“

Der pommerische Junker nickte: „So ist's recht! Gewährt nicht immer der Olivaer Pfaff dem Verräter Weiher Unterkunft und Standquartier? Und dann sollte er sich für Danzig ins Mittel legen? Ich sage euch —“ abermals drang des Zizwitzers helle Stimme an das Ohr von vielen hunderten — „im Kloster zu Oliva sitzen die Unken, die uns den ganzen Kram in unsere Suppe eingebrockt haben!“

Das Wort lief um, von Mund zu Mund: „Oliva ist an allem schuld! Das Kloster mitsamt seinem Abt und dem Obersten Weiher!“

Einige auf der Straße wollten schon ungeduldig werden und begannen zu murren, als der Rat unter Vorantritt von Herrn

Brandes erschien. Die Ehrfamen stellten sich so auf, daß man sie weithin sehen konnte. Und alsbald erhob der amtierende Bürgermeister seine Stimme: „Stephan Bathory hat uns einen Boten geschickt. Der Bote soll uns mitteilen, welche Forderungen Polens König an uns stellt. Der Rat hat beschlossen, daß der Bote die Forderungen selber verlesen möge. Bedenkt, liebe Mitbürger, daß derweilen Herr Konstantin Ferber und Herr Georg Rosenberg, obwohl ihnen freies Hin- und Rückgeleit zugesichert war, bereits in polnischer Gefangenschaft schmachten —“

Er kam nicht weiter. Tausend Arme fuhren empor und ein Wutschrei, aus tausend Kehlen geboren, brachte die Luft zum Schüttern.

Herr Brandes trat zurück. Zu dem polnischen Abgesandten machte er eine einladende Handbewegung. Der Fremde tastete sich vor. Das Herz schlug ihm bang. In seinem Gehirn hämmerte der eine Gedanke: Ausichtslos!

Einen Trompeter hatte sich der Pole mitgebracht. Der blies ein schmetterndes Signal. Worauf Ruhe eintrat. Nur daß einige auf der Straße es nicht aufgeben wollten, sich lustig zu machen.

Der Abgesandte räusperte sich. Er war ein stattlicher Herr. Aber die Unsicherheit, die ihn quälte — die Näherstehenden nahmen sie handgreiflich wahr.

Und nun begann der Pole: „Mein gnädiger Herr und Fürst, der König Stephan von Polen, gibt den Bürgern von Danzig durch meinen Mund kund und zu wissen, daß er aufrichtig Frieden mit der Stadt sucht, sofern sie zum Gehorsam zurückkehrt —“

Ein lautes Gelächter setzte ein, so daß der Abgesandte nicht weiter kam. Das Rot der Verlegenheit schoß ihm in die Wangen. Mit scharfen Zähnen benagte er seine Unterlippe.

Als Stille eingetreten war und der Pole fortfahren wollte, rief eine helle Stimme — Friedrich von Holten war es: „Wo ist unser Bürgermeister? Gebt ihn heraus!“

Abermals brauste es aus der Menge auf. Der Abgesandte zuckte mit den Achseln. Doch er versuchte es noch ein drittes Mal. „König Stephan fordert alle gutgesinnten Bürger auf,“ so fuhr er fort, indem er sich auf die Zehenspitzen reckte und

den Kopf nach hinten warf, „die rebellische, nur von ihrem Rat verführte Stadt binnen zwanzig Tagen zu verlassen —“
„Riek doch, wie er krächt! Ganz wie ein Gockel!“ klang es dazwischen.

Die nächste Umgebung geriet außer sich vor Vergnügen, einige kickerikten, allgemein nahm der Lärm wieder zu, Zwischenrufe von nah und fern —

Da verlor der Pole die Herrschaft über sich. Er machte eine nicht mißzuverstehende Gebärde der Verachtung und stieß mit höchster Kraft hervor: „So habe ich nur noch zu verkünden, daß König Stephan die Acht über die Stadt verhängt!“

Für einen Augenblick herrschte Stille . . . dann brandete die Volkswut ungehemmt hoch. „Was sagt er — Acht? Wir in Acht? — Über Danzig die Acht?“ Einer rief es dem anderen zu. Wie vom Sturmwind gepackt, lief das Wort durch die Menge. Und nun fuhren die Köpfe hin und her inmitten von suchtelnden Armen und drängenden, sich windenden Leibern . . . „Acht, Acht!“ Immer wieder scholl es über die Gasse. Jetzt schon ein Wutschrei, der die Sinne erhitzte . . .

Der Bürgermeister Johann Brandes hatte den Abgesandten vorm Zugriff roher Fäuste bewahrt. Er hatte ihn zurückgerissen. Andere führten ihn abseits. Erst am Abend ließ man ihn heimlich entkommen.

Vor Brandes stand ein Schmiedegesell, die Ärmel seines Wamses hochgeschlagen, dicke Aderstränge auf den entblößten Armen: „Herr Bürgermeister, alles was recht und schön ist — Euch will ich stets meine Reverenz erweisen. Aber den polnischen Hund, der von Acht gesprochen hat, den müssen wir haben, den müssen wir in Stücke reißen, den müssen wir —“

Seine Stimme ging unter im Gebrüll vieler anderer. Doch Johann Brandes blieb ruhig und fest: „Nichts da, ihr Leute! Unsere Ehre ist es, Gast- und Geleitrecht zu achten. Wollt ihr euch mit den polnischen Verrätern auf eine Stufe stellen?“

Der Schmiedegeselle senkte den Kopf wie ein Stier, der zum Angriff geht. „Ihr mögt recht haben. Aber meine Wut — wo soll ich mit meiner Wut hin?“

Seine Genossen zogen ihn zurück. „Laß nur, es findet sich anderes!“

Plötzlich rief einer: „Oliva!“

Und ein zweiter: „Was hat der Zizwizer gesagt? Die Unken von Oliva seien an allem Schuld!“

„Oliva, Oliva — auf nach Oliva!“

„Wir wollen es den Polnischen versalzen! Dem Abt und dem Oberst! Auf nach Oliva!“

Wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen und geleitet, fand sich Haufe nach Haufe zusammen. Ein Haßwurm wälzte sich durch die Stadt, mit lodernden Augen, bar jeder Vernunft, von Empörung und Leidenschaft geschüttelt. Nichts Gutes an ihm, nur Gemeinheit und Roheit, eine Ausgeburt der Hölle! Zum Breitentor ging es hinaus und durch die Altstadt hindurch. Verkommenes Gesindel schloß sich an, von Rauf- und Raubsucht getrieben. Überall kamen Waffen hervor. Im Schießgarten am Breitentor verteilten sie die Schützenbrüder. Söldner schlossen sich an. Und was sie zu erzählen wußten. . . . „Der Rat hat sein Einverständnis erklärt. Wir dürfen fengen und plündern!“

„Wem zu lieb?“

Da lachten die Söldner: „Dumme Frage! Uns und euch! Weil der Pole Praust zerstört und im Werder eingefallen ist! Wir wollen dem Olivaer Abt tüchtig den Bart verlesen!“

Das Kloster hatte sich aber gesichert gehabt. Alle seine Insassen waren flüchtig geworden, bevor der Haßwurm herankam. Nur zwei schwachsinnige Mönche, die hinter den geweihten Mauern ihr Gnadenbrot fristeten, waren zurückgeblieben. Solcher Befund stachelte die Wut des Pöbels nur noch mehr auf. Sinnlos wüst und wild wurde geraubt, geplündert und gefengt. Weder vor Wissenschaft noch vor Kunst machte die Roheit Halt. Bücher und Manuskripte, Gemälde und Stickereien, Meßgewänder und kirchliche Schätze, alles wurde vertan und verschliffen. Die Mauern wurden gesprengt und umgelegt, Feuer, Axt und Hacke arbeiteten sich Hand in Hand, und manche verbrecherische Faust raffte sich reichen Gewinn.

Merten Holland — auch er war dabei gewesen. Und als das Werk geschehen war, spreizte er sich wie ein Pfau: „Endlich ein Tag mit Verdienst, der unsereinem Befriedigung gibt. Hier setzt sich der Oberst von Weiher mit seinen Scharen sobald nicht mehr fest!“

Die beiden schwach sinnigen Mönche führte der lange Fähnrich als seine Gefangenen heim. Und er ließ es zu, daß die rohe Menge ihr Schindluder mit ihnen trieb. —

Das Scheusal Verbrechen hatte aber nicht nur im Kloster Oliva sein Haupt gereckt. Auch in Danzig selbst war es umgegangen, aufgestachelt — ja von wem? Auch hier trug es einer dem andern zu, und woher die Kunde stammte, niemand wußte Bescheid: „Der Rat“, so hieß es, „sieht es nur gern, wenn alles, was zu den Polnischen und ihrem Glauben hält, die Faust der Empörung zu fühlen bekommt!“ So war auch in den Straßen der Stadt eine zügellose Menge vor die letzten Stätten katholischen Kults, vor die Klöster gezogen. Mönche und Nonnen entkamen unterm Schutze weltlicher Tracht. Nur einige Birgittinerinnen griff der Pöbel auf. Und wäre Matthys Zizwiz nicht zufällig des Wegs gekommen, man hätte ihnen übel mitgespielt. Der pommersche Junker schlug aber dem einen Söldner, der sich durch Rohheit hervortat, eine solche Schelle ums Maul, daß er zu Boden stürzte und ans Aufstehen sobald nicht dachte.

Seine Kameraden murrten: „Herr Hauptmann, heut ist unser Tag!“

Der Zizwizer trat ihnen barsch entgegen: „Ruhm wird er euch nicht bringen!“ Dann brachte er seine Schützlinge in Sicherheit und begab sich ins Quartier einer adligen Reiterfahne, die in der Bildung begriffen war und starken Zustrom von holsteinischen Junkern hatte. „Ihr Herren“, rief er in den Saal, „sattelt eure Säule und reitet geschlossen durch die Gassen der Stadt. Eine wilde Unrast läuft um. Das gemeine Volk ist vom Plünderungsteufel besessen!“ Er selbst stürzte zum Hause des Rats, um Meldung zu erstatten.

Inzwischen hatte die aufgehezte Menge Türen und Fenster in den Klöstern erbrochen, die Öfen zertrümmert, jeglichen Hausrat und alle Kostbarkeiten gestohlen. Die Söldner brachen das Blei aus den Fenstern und bemächtigten sich der Orgelpfeifen. Denn einer von ihnen behauptete zu wissen; daß Kugeln, aus Orgelpfeifen gegossen, den Mann, der sie verschöß, bei Kampf und Streit vor Unheil bewahrten.

Als der Rat von der Plünderung erfuhr, ließ er sofort eingreifen. Und die adlige Reiterfahne jagte manchem Räuber

seine Beute wieder ab. Etliche, die Widerstand leisteten, wurden festgesetzt. Aber das Unheil ließ sich nicht mehr abwenden, die Klöster hatten schwer gelitten. —

Ganz erregt über das Erlebte und Erschaute strebte Bernd Landewig nach Haus. Sein Meister, Hans Kramer, hatte ihn entlassen. „Heute ist kein Arbeitstag,“ hatte er erklärt. „Heut rennt alles durcheinander, und wo die Köpfe heiß sind, sind die Hände zu nichts zu gebrauchen.“

Als Bernd über die Johannitsgasse kam, war ein großer Auslauf vorm Kloster der Dominikaner. Die Reiterfahne war im Anritt gemeldet, die Plünderer rafften das Letzte zusammen, um es fortzuschleppen.

Einer vor allen tat sich hervor: Erminio Pankert! Er hatte sich einen Handkarren besorgt. Mit gierigen Händen stopfte er ihn voll, wahllos übereinander Kelche, Leuchter, Gewänder und Kutten, obenauf ein Kruzifix —

Da sprang Bernd Landewig gegen ihn an, von Entsetzen und Empörung geschüttelt. „Du willst meiner Schwester als zugelobt gelten?“ schrie er ihm ins Gesicht. „Du Lump Du, Du Kirchenräuber und Kirchenschänder!“

Pankert stieß ihn roh zurück. Da kam er aber an den Unrechten. Bernd schlug mit beiden Fäusten zu, der Söldner taumelte. Den linken Arm hielt er zur Abwehr über den Kopf, mit der rechten Hand tastete er nach seinem Dolchmesser.

Kameraden wollten den Karren entführen, die Menge johlte. Zwei Söldner kamen Pankert zu Hilfe und fielen den Lehrbuben von hinten an . . .

Mitten hinein in den Wirrwarr fuhren die Herren der adligen Reiterfahne. Und da sich Spieße gegen sie reckten, schlugen sie zu mit blanken Schwertern.

Der plündernde Haufe stob auseinander.

Pankert und seine Genossen hatten Bernd Landewig überwältigt und schleuderten ihn den Reitern entgegen.

Der Lehrbube strauchelte und kam zu Fall.

Ein Gaul scheute und ging hoch . . .

Schwere Pferdehufe trafen den am Boden Liegenden.

Der Oberst von Winkelburg.

Ein weißes, weiches Schneebett deckte die Landschaft ringsum. Tagelang hatte es aus grauen Wolken herniedergerieselte, so dicht und eilig, daß man kaum einen Büchsenchuß weit sehen konnte. Nun hatte das Rieseln aufgehört. Klafertiefen Schnee hatten die winzigen Flocken aufgetürmt.

Es war zur Nachtzeit. Aus fernem graublauem Himmel blinzelten Sterne hervor. Kein Lusthauch ging. Gottesfrieden lag über der Erde. Aber die Menschen standen sich zu Kampf und Verderb gegenüber.

Durch den Olivaer Forst glitt ein Schlitten. Schellengeläut war ihm fremd. Nur die Pferde schnoben. Und aus ihren Nüstern drang weißer Dampf.

„Es ist verdammt hell!“ Eine tiefe Männerstimme gab Besorgnis kund.

„Wir kommen durch, Herr Oberst, und wenn ich mich selber frikassieren müßte —“

Nach Süden zu lohete dicht über der Erde ein Blichschein auf, bald darauf ein zweiter. Geraume Zeit später erst erfolgte ein dumpfes Gebrumm.

„Seht, Herr Oberst, wie gut es mit der Zeit stimmt! Setzt beginnen sie beim Grünen Tor mit dem Scheinausfall. Währenddem schlängeln wir uns von der entgegengesetzten Seite geruhsam nach Danzig hinein.“

An einer Wand von haushigh gepackten Fichten führte der Weg vorüber. Vom Boden bis an die Krone waren sie in ihr Schneekleid gehüllt. Dann wurde es wieder lichter. Hohe Laubbäume starrten mit ihrem Astwerk gegen den blanken Himmel, und über die lichte Schneedecke wob sich ihr Schattenmuster.

Der Kutscher schwang die Peitsche. Die Säule flogen davon. Aus dem Dickicht klang heiseres Bellen, hungrige Wölfe folgten der Spur.

Das Blitzen in der Ferne nahm zu. Der Donner der gelösten Stücke grollte . . .

„Hört, wie sie Lärm schlagen“, frohlockte der eine im Schlitten.

„Ich wollt, wir wären erst durch“, brummte der Baß dagegen.

Aber es glückte — unangefochten langte das flinke Gefährt vor dem Stadttor an.

„Gebt die Losung!“ schrie ein Posten.

„Oberst von Winkelburg!“ klang es zurück.

Darauf ward das Tor geöffnet. Der Schlitten glitt zwischen dem wuchtigen Mauerwerk hindurch und strebte zum Hause des Rats. Obwohl es Mitternacht war, brannte dort noch Licht. Man erwartete die Ankömmlinge.

Zwei in Pelz gehüllte Gestalten verließen den Schlitten und stiegen die Treppe empor bis zum Bürgermeisterzimmer. Dort saßen die Herren Brandes und Proite, die Ratmannen Lukas Blumenstein und Peter Behme, der Syndikus Lemke und der Ratssekretär Kaspar Schütz.

Ein Diener meldete: „Der fremde Oberst ist da!“ Die Herren erhoben sich. „Gott sei Lob und Dank“, entfuhr es Peter Behme. Da öffnete sich auch schon die Tür . . . ihrer Pelze entledigt, traten die Ankömmlinge ein.

„Herr Hans von Winkelburg —“ Johann Brandes entbot feierlich den ersten Gruß —“ Danzig heißt Euch aufrichtig willkommen! Seid langem seid Ihr erwartet. Nun endlich hat sich erfüllt, was viele herbeigesehnt haben: Ihr seid in unseren Mauern und seid willens, unserer guten Stadt Eure Erfahrung, Euer Wissen und Eure ganze Kraft zur Verfügung zu stellen, damit das Recht bei ihr bleibe, das sie wider polnischen Übermut zu verteidigen hat!“

Der Oberst von Winkelburg hatte mit leicht vorgeneigtem Kopf zugehört. Er war nicht mehr der Jüngste. Nun straffte er sich in seiner ganzen Stattlichkeit und erwiderte mit volltönender Stimme, aus der ein ehrliches Herz sprach: „Wenn es nach mir gegangen wäre, Herr Bürgermeister, so wäre

ich — bei Gott — schon früher einpassiert. Aber ein Kriegsmann wie ich, Ihr versteht, kann nicht immer wie er will. Mich hat's fürwahr schon lang nach Danzig gezogen, denn für deutsche Art, die von Fremden vergewaltigt wird, lockre ich am liebsten mein Schwert!"

Johann Brandes machte den berühmten Führer, der noch auf Konstantin Ferbers Wunsch Danzigs Verteidigung übernehmen sollte, mit den anderen Herren bekannt. „Und der Junker Zizwig, auf den wir große Stücke halten, war Euch ein angenehmer Begleiter?“

Der Winkelburger gab dem Zizwiger die Hand: „Einen besseren konntet Ihr mir garnicht entgegen senden! Wir haben uns über manches schon ausgesprochen, und werden uns, des bin ich gewiß, als Kriegskameraden gut vertragen.“

Die Herren nahmen Platz, der Syndikus und der Ratssekretär hatten bereits alles vorbereitet, so daß sich der Oberst von Winkelburg nach kurzer Prüfung der Schriftsätze an das Unterschreiben des Handscheins seiner Verpflichtungen der Stadt gegenüber begeben konnte.

Nach Erledigung solcher Förmlichkeiten ließ man sich alsbald in eine Unterhaltung über die Kampflage ein, wobei guter Sitte gemäß ein Willkommentrunk gereicht wurde. „Ich will aus einem Spazien keinen Pfau machen“, gestand Herr Brandes unumwunden ein. „Manches ist bei uns nicht schön und muß anders werden. Mit dem Maul sind zwar alle Bürgerleute brave Krieger. Wie sieht es aber in Wirklichkeit aus? Viele erscheinen in trunkenem Zustande zum Nachtdienst, oder wenn sie noch nicht trunken sind, so bringen sie sich Wein und Bier mit, damit sie es werden. Auch ist die Ausbildung für den Kriegsdienst nur langsam voran gekommen. Drückt einen der militärische Schuh, so zieht er ihn kurzerhand aus. Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit sind an der Tagesordnung. Aber die wenigsten wollen einsehen, daß es der gute Wille allein nicht macht, daß vielmehr noch etwas anderes hinzugehört, nämlich eine straffe Zucht, die von einer starken Hand ausgeht.“

Der Winkelburger nickte: „Ganz recht, Herr Bürgermeister, wir werden Exempla statuieren müssen, darin sich viele spiegeln sollen.“

„Wollet dabei aber bedenken“, fuhr Johann Brandes fort, „daß der Rat vor einer großen Schwierigkeit steht. Und das ist die Auffässigkeit der dritten Ordnung. Anstatt Friede zu geben, wo der Feind vor den Thoren hält, nützen die Gewerke die Nothlage schmählich aus, um sich neue Vorrechte zu erlangen. Da ist vor allem einer, Ihr werdet ihn bald kennen lernen, Kaspar Göbel mit Namen —“

„Dieser Hund!“ fuhr Peter Behme dazwischen.

„Ich habe bereits durch den Junker von Zizwitz von ihm gehört,“ erklärte lachend der Winkelburger, „er muß ein Maulwurf mit Stacheln sein!“ Und gleich wieder ernst werdend fuhr er fort: „Ich halte dafür, man läßt solcherlei Narren und Phantasten sich selbst zu Fall bringen. Läßt man sie gewähren, so stolpern sie bald genug über die eigenen Füße.“

Einige der Herren äußerten ihre Zustimmung. Nur Lukas Blumenstein erklärte feierlich: „Aber der Schaden, der entsteht, kann riesengroß wachsen!“

Da fuhr der Zizwitzer herum: „Das sagt Ihr, Herr Ratmann? Wo Ihr doch mit Kaspar Göbel schon manches Garn gesponnen habt?“

Herr Blumenstein verfärbte sich. „Wie kommt Ihr zu solcher Behauptung? Wart Ihr etwa Zeuge der Gespräche, wenn ich es versuchte, auf den Münzmeister einzuwirken?“

Der Pommer lachte: „Ein Lürenlauscher — nein, der bin ich nicht! Aber man hört auch sonst allerlei.“

Herr Brandes mahnte die Herren zur Einigkeit und fuhr seinerseits fort: „Während des Winters werdet Ihr selbst kaum an große Taten denken, Herr Oberst. Nutzt die Zeit und hebt die Waffentüchtigkeit unserer Bürger. Wir lassen inzwischen alle Mittel spielen, um auf Stephau Bathory und die Welt ringsum zu unseren Gunsten einzuwirken. Mit dem Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen und dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach haben wir Fühlung aufgenommen für den Fall, daß eine Vermittlung ratsam scheint. Und unser gelehrter Ratssekretär Schütz hat eine Denkschrift unter der Feder, die aller Welt gegenüber unsere Haltung rechtfertigen wird —“

„Gebe Gott, daß sie es tut“, warf der Oberst von Winkelburg ein. „Ich vertraue mehr aufs Schwert als auf die

Feder, so lange der Kampfsorn glüht. Und, ihr Herren, der lebt doch noch unter euch?"

„Keine Sorge!“ Von allen Seiten beschwichtigte man ihn. „Wir wollen unser Recht und dann ein deutsches Danzig!“

Man blieb noch lange beisammen und sprach sich gründlich aus. Es ging bereits auf die Morgenstunde, als die Herren sich trennten.

* * *

Dem Obersten von Winkelburg war es geglückt, binnen wenigen Wochen das Vertrauen vieler Gutgesinnten — sie bildeten leider aber nicht die Mehrheit — zu erwerben. Seine gerade, wenn auch bisweilen etwas derbe Art, die keine Seitenwege kannte, sondern sich immer auf der Hauptstraße der Wahrheit und Ehrlichkeit hielt, hatte schon manchen Gegensatz innerhalb der Danziger Bürgerschaft ausgeglichen. Um so eifriger war Kaspar Göbel am Werk, seine Gegenminnen zu legen. Seit dem Ankunftstage Winkelburgs wußte er, wes Geistes Kind der Oberst war. Lukas Blumenstein hatte sich auch hier als Gewährsmann nicht versagt.

„Wir müssen dem vom Winkelburg zuvorkommen“, war Blumensteins Meinung. „Es gilt, ein Stücklein zu wagen, das auf unsere Kappe geht und ihn aus dem Sattel hebt. Allzu viel Vertrauen wird er sonst in Bälde genießen. Und der Rat steift sich den Nacken an ihm.“

Der Fähnrich Holland stimmte dem Ratmann zu: „Was ich immer sage, Kriegsvolk muß beschäftigt werden. Wer es nur hinter den Wällen drillt, wo kein Blut fließt und keine Beute winkt, der mag sich nicht wundern, wenn eines schönen Tages —“

„Was schlägt Ihr vor?“ unterbrach ihn Göbel. Sie hockten zu viert in des Münzmeisters Arbeitszimmer; außer den Dreien noch Ludewig Hefster, der es verstanden hatte, sich wieder mehr in Göbels Vertrauen einzuschleichen.

„Was ich vorschlage?“ Der lange Fähnrich streckte die Beine von sich und ließ die Räder seiner Sporen auf dem Fußboden schnurren. „Se nun, wir machen einen Ausfall mit Mann und Maus — der Pole wird auch noch im Winterschlaf stecken — und verjagen ihn, wo wir ihn treffen!“

„Wollt Ihr Euren Plan dem Obersten des näheren entwickeln?“

„Fürwahr, das will ich!“ Holland schnellte in die Höhe.
„Und zwar sogleich!“

Als er vor dem Herrn von Winkelburg stand, war zwar sein Mut nicht mehr ganz so rege. Immerhin sprudelte er seine Meinung lebhaft genug hervor.

Der Oberst maß ihn mit großen Augen. „Herr“, sagte er, „seid Ihr toll geworden? Mit dem Bürgerpack, das kaum seinen Spieß zu halten weiß, wollt Ihr in des Löwen Rachen rennen? Wartet es ab, bis ich das Zeichen gebe. Unsere Stunde wird schon schlagen!“

„Es denken aber viele so wie ich. Laßt es nicht dazu kommen, daß man Euch Mangel an Mut —“

Merten Holland taumelte zurück, so hart war der Oberst auf ihn zugetreten. „Noch ein Wort, und ich lasse Euch mit Schimpf und Schande vors Kriegsgericht stellen!“

Der Fähnrich war gegangen. Kaspar Göbel gegenüber blieb er dabei, daß der Winkelburger ein Feigling wäre, der nichts wagen wollte. Und so ließ es der Münzmeister sich angelegen sein, die Stimmung für einen Ausfall zu schüren. —

* * *

Der Schnee war geschmolzen. Mit Blüten und Prangen zog der Frühling in das Land. Und mit ihm schoß die Hoffnung der Bürger ins Kraut . . . „einen Ausfall, kecklich gewagt, wir schlagen den Polen aufs Haupt!“

Mit aller Macht stemmte sich der Rat, stemmte sich der Oberst Winkelburg dagegen. Die Menge hatte sich aber bereits daran gewöhnt, in manchem ihre eigenen Wege zu gehen. Und wo allerhand Schwäger austauchten und lediglich von einem fröhlichen Spaziergang nach Dirschau redeten, wo man außer viel Ehre auch noch reiche Beute gewinnen könnte, ließ sie sich nur allzu leicht für das Unternehmen gewinnen.

Osterfonntag war es, der 7. April des Jahres 1577. Mit dem Frühesten schwirrte die Losung durch die Stadt: „Heut geht's nach Dirschau. Mit und ohne Waffen, alle Bürger nehmen teil!“ Die Sonne sengte über Gebühr heiß vom Himmel. Es war ein Tag, der vor Frühlingsjubiläum

lachte. Aber die Danziger Bürgerschaft kam es wie ein Kaufsch. Und obwohl die geistlichen Herren von der Kanzel mahnten: „Entheiligt nicht den Festtag des Herrn, es wird ein böses Ende nehmen!“ so ließ sich doch kaum einer beirren und auf andere Gedanken bringen. Wie zu Tanz und Spiel schmückte man sich. Man stürmte die Läden nach bunten Bändern, um sie als Feldbinden umzutun, und legte sich auch Stricke bereit zur Heimführung von erbeutetem Vieh.

Kopfschüttelnd stand Matthys Zizwitz dabei. Doch der Oberst von Winkelsburg tröstete ihn: „Laßt sie nur ziehen, sie brauchen einen Aderlaß, eher wird das Volk doch nicht verständig!“

„Und wenn der Pole sie aufreibt und mit den Flüchtenden zusammen in die Stadt eindringt?“

„Daß das nicht geschieht, dafür müssen wir sorgen. Es wird ein blutiges Ostern geben, aber es wird von Nutzen sein. Verlaßt Euch darauf.“

Der Abend des Festtages kam. Bürger und Söldner fanden sich in ihren Fahnen zusammen. Um die zehnte Stunde sollte der Ausfall vor sich gehen. Dreitausend Kriegsknechte und siebentausend aus der Bürgerschaft waren auf den Beinen. Es hatten aber längst nicht alle Waffen in der Hand. Mancher zog nur mit um des Spektakels und der erhofften Beute willen.

Auch Bernd Landewig hatte sich auf den Langenmarkt geschleppt, wo der Hauptsammelplatz war. Er mußte sich schwer auf einen Stock stützen. Die Knöchel am rechten Fuß waren ihm zertrümmert worden, als er bei dem Zusammenstoß mit Erminio Pankert vor dem Dominikanerkloster just unter dem Gaul des Junkers von Zizwitz hart zu Fall gekommen war. Der Junker hatte sich damals seiner aufs Beste angenommen, und der Stadtphysikus, Doktor Wenzel Welmnig, hatte sich die erdenklichste Mühe gegeben, den Fuß zu erhalten. Das war ihm auch geglückt. Aber Herr seiner Glieder ward Bernd Landewig nicht mehr. Er zog den verletzten Fuß nach und vermochte ihn nur noch behutsam aufzusetzen.

Dem Lehrbuben brannten die Wangen. Jetzt zogen sie dem Feind entgegen, jetzt setzte es scharfe Schläge! Jüngere als er gingen mit, und auch ganz alte Männer mit grauen

Haaren. Selbst sein Meister Hans Kramer ließ sich nicht halten! Und er — er mußte als Krüppel zurückbleiben, weil dieser Schuft und Gauner —

Eine Söldnerfahne stapfte vorüber. An ihrer Spitze, die anderen weit überragend, Merten Holland. Aus rauher Kehle sangen seine Leute. Mancher ging torkelnden Fußes. Rechts und links von dem Haufen hielten Weiber Schritt . . .

„Trude!“ Bernd Landewig zitterte vor Wut. Die Schwester Arm in Arm mit dem welschen Pankert! Er hob seinen Knotenstock —

„Was machst Du!“ Anton, der Altgesell des Büchsen- gießers Benning, der wegen dringlicher Arbeiten nicht mit ausziehen durfte und in der Nähe stand, fiel dem Erregten in den Arm. „Willst Du Deine Schwester schlagen?“

„Ja doch, wenn sie sich fortwirft!“

Der Altgesell wiegte den Kopf hin und her. „Du sprichst hart. Deine Schwester ist jung und schön. Sie wird schon wieder zur Vernunft kommen.“

Merten Hollands Zug war vorüber. Neue Fahnen trotteten an. Der Altgesell wandte sich Bernd Landewig zu: „Komm, laß uns zumindest mit vors Tor gehen. Wenn wir auch schon zurückbleiben müssen . . .“

So machten sich die beiden auf die Beine. Und es war nicht Zufall, daß der junge Büchsengießer nicht nur mit seinen Gedanken, sondern auch mit Worten immer wieder auf Trude Landewig zurückkam.

„Früher glaubte ich schon, sie wäre mir gut“, gestand er. „Aber dann bin ich wieder zweifelhaft geworden. Und Du meinst wirklich, sie hielte an dem Söldner fest? Wenn ich nun erst Meister bin und vor sie hinträte . . .“

Bernd hatte kaum zugehört. Hoch zu Roß kam die Reiter- fahne der adligen Herren vorüber. Das klapperte, klirrte und rasselte, Pferde schnoben, ein Hengst wicherte auf; dazwischen Lachen und kecke Worte des Übermuts.

Bernd seufzte tief. „Und ich bin ein Krüppel!“ stieß er hervor. Seine Fäuste ballten sich.

„Ist's Dir nicht zu viel und beschwerlich, so laß uns noch ein Stücklein mitgehen“, riet der Altgesell.

Bernd nickte nur. So zogen sie abermals weiter. Der Altgesell hoffte, auf Trude zu stoßen. Und seine Hoffnung trog ihn nicht. Die Frauen kehrten allgemach um. Unter ihnen auch Trude. Als der Büchsengießer sie aber anredete, wandte sie sich hochmütig ab.

Bernd und sein neuer Freund blieben beim Heimmarsch hinter den anderen zurück. Noch immer folgten kleine Trupps Bewaffneter, die den Anschluß nach vorn suchten. Und ganz zum Schluß kamen Wagen mit Munition, Proviant und Gepäck. Darunter auch eine schwere Feldschlange, mit vier Säulen bespannt. Die leichten Stücke, die Falkonetts, führten die Söldner mit sich.

Da blieb der Altgesell stehen und packte Bernd am Arm. „Noch vor vier Wochen war das Rohr hier in unserer Werkstatt. Jetzt wird es hitzig werden und beißen!“

Bernd nickte: „Wenn erst die Wallbüchsen sprechen wollten, da könnt auch ich mit meinem lahmen Bein noch etwas helfen —“

Er hob den Kopf. Lohete dort hinten nicht ein Feuerschein auf? Auf einer Höhe rechts vom Wege? Er wies mit dem Finger: „Was ist das, Anton?“

Der Altgesell schnupperte mit der Nase in der Luft. „Etwas Verdächtiges, laß uns hingehen.“

Bernd humpelte hinter dem anderen her, mühsam hielt er Schritt.

Gut gedeckt, von Bäumen verborgen, kamen sie herbei. Zwei Feuer brannten, prasselten hoch. Und jetzt, just in gleichem Abstände, begann noch ein drittes Flammengezüngel.

Gleich darauf tapsende Schritte, knackende Zweige, Geräusch von Füßen in welchem Laub . . .

Bernd sah einen Schatten huschen. Er vergaß seines Leidens, achtete nicht der Schmerzen, stürzte vor, fiel über den Schleicher her —

Ein kurzer Kampf. Bezwingen lag unter ihm ein schwächerer Körper, Klage-laute, Gestöhne, Gnaderufe . . .

Auch der Altgesell kniete nieder. „Wer ist's? Die Stimme . . .“

„Gebt mich frei!“ jammerte der unter Bernd. „Meine Brust — Luft — ich bekomme keine Luft . . .“

Der Lehrbub gab locker. Sie richteten den Gefangenen auf und stellten ihn mit dem Gesicht in den Schein des Feuers. Jetzt brannte auch die dritte Stätte lichterloh . . .

„Ludewig Heffter, verdammich!“ entfuhr es dem Altgesellen. „Was habt Ihr gemacht?“

„Verrat!“ schrie Bernd dem Alten ins Gesicht. „Er hat dem Feind ein Zeichen gegeben!“

„Nicht doch!“ Heffter schien völlig gebrochen. „Ich habe ja nur —“

Er kam nicht weiter, Bernd riß ihn herum. Ganz in der Ferne, in der Richtung auf Liebschau, leuchteten ein — — zwei — — drei Lichtfunken auf: Ludewig Hefsters Zeichen waren verstanden!

„Anton, vorwärts, schieß hinterdrein und meld es dem Obersten von Winkelburg!“ Bernd Landewig schüttelte die Erregung. „Und ich werd den hier nach Danzig schleifen. Er soll seinem Schicksal nicht entgehn!“

Der Altgesell stürmte davon. Bernd trat die Feuerzeichen aus. Dann erst machte er sich auf den Heimmarsch. Mit eisernem Griff hielt er den wimmernden Alten fest.

* * *

Die Warnung durch den Altgesellen war zu spät gekommen. Ehe sie bis zur Spitze durchdrang, war das Unglück schon geschehen. Dünne Vorhuten des Feindes waren überraschend leicht geworfen worden. Der Siegestaumel steckte seine Fahnen aus. „Verrat hin — Verrat her! Wir schlagen alles aus dem Felde!“

Über Langenau rückten die Danziger vor. „Die Polnischen fliehen!“ ging es von Mund zu Mund. Da — am Liebschauer See, in einer festen Stellung zwischen lauernden Sümpfen und drohenden Höhen, versteifte sich plötzlich der Widerstand. Trefflich hatte der Kronmarschall Zborowski, der über die Polnischen gebot, seine Stellung gewählt. Stückkugeln grollten und rollten, Büchsen und Musketen flammten. Auf einem schmalen Damm, über den die Danziger vorrückten, mähte der Würger Tod mit scharfer Sichel. Erbarmungslos fielen seine Streiche. Und wer nicht blutig erlag, den zog der Sumpf mit seinen kalten, modrigen Armen in die schlammige Tiefe.

Der Angriff der Söldner kam zum Stehen. Von hinten drängte Wagemut nach. Andere wandten sich zur Flucht. Ein Schieben und Pressen und Quetschen entstand. Nur die vordersten vermochten sich noch zu rühren. Es wurde ein ungleicher, ein schwerer Kampf, ein Ringen, wo nur der eine Gegner den anderen zu packen vermochte.

Mitten im Sumpfgelände ein See. Eine hölzerne Brücke führt drüber hin. Sie wankt und schwankt, kracht und bricht — ein Angstschrei aus hundert Kehlen . . .

Da kommt von hinten abermals der Ruf: „Verrat!“ Tausende nehmen ihn auf. Und nun sitzt allen der Schreck im Genick. Waffen fallen zu Boden, achtlos fortgeworfen. Alles wendet sich zur Flucht. Kaum daß einer noch auf die Stimme der Vernunft hört.

Mit der besthenden Brücke ist der Oberst von Winkelburg in den See gestürzt. Sein Gaul ist ertrunken. Ihm selbst hat sein Reitknecht das Leben gerettet. Triefend naß, wie er ist, besteigt der Oberst ein frisches Roß. Seine mächtige Stimme schallt. Er weiß, es gilt jetzt nur noch Ordnung zu wahren, um zu retten, was zu retten ist. Aber auch auf ihn hört kaum einer mehr. Regellos rennt alles davon. Und immer weiter schwingt der Würger Tod grausam seine Sichel — — —

Zweitausendfünfhundert Tote und achthundertfünfzig Gefangene ließen die Danziger auf der Liebschauer Walstatt zurück; dazu alle Geschütze, sechs Fahnen, hundertfünfzig Wagen und mehr als dreitausend Harnische. Es war eine harte Lehre, die manchem die Augen öffnete. —

Ungebrochen an Kraft und Zuversicht kehrte trotz allem der Oberst von Winkelburg heim. „Ich weiß,“ erklärte er, „viele werden mit spizen Fingern auf mich weisen und werden behaupten — schnell drehen Gevatter Schuster und Schneider das Unterste zu oberst, wenn ihr Unverstand ihnen einen Nasenstüber gegeben hat — ich sei an allem schuld. Mich sichts solch Unfug nicht an. Die Hauptsache bleibt, wie machen wir es künftig besser?“

Auf des Obersten Betreiben berief der Rat schon am Tage nach der Niederlage alle Ordnungen und Gewerke zur Besprechung. „Heute soll sich alles versöhnen“, ward als Lösung ausgegeben. „Alle Zwietracht sei abgetan!“

Der Zufall fügte es, daß die Büttel des Rats den alten Hefster, klappernd vor Angst, über den Langenmarkt führten, um ihn zur Vernehmung zu geleiten, als die Tagung sich zusammenfand. Längst war die Schandtbat in aller Mund. Als man den Gefangenen erkannte, wallte das Blut.

„Uns gehört der Lump!“ Die Büttel wurden beiseite geschoben.

„Gnade, Gnade —“ ein gräßlicher Angstschrei!

Unter Anspeien, Schlägen, Stößen und Tritten hauchte der Verräter sein Leben aus. —

Im großen Saale des Rats fand die Tagung statt. Johann Brandes saß ihr vor. Aber der Oberst von Winkelburg führte das Wort. Und in der Stunde der Bestürzung, wo Trauer und Sorge herrschten, beugte sich die Mehrheit vor ihm. Und als er den Gewerken entgegenhielt: „Meines Bleibens ist nicht länger, es sei denn, daß ihr Frieden gebt in der Stadt und euch den Anordnungen des Rates fügt, mit dem ich Schulter an Schulter stehe“, auch da erhob sich kein Widerspruch.

„Von Stund ab muß nun Einigkeit herrschen,“ fuhr er von Winkelburg fort, „Einigkeit im Wollen und Handeln, Einigkeit im Streben und Leben. Reißt euch die Teufel Eitelkeit und Selbstüberhebung aus dem Herzen. Sie allein sind an dem großen Unglück schuld. Ich gehe zu keinem Schuster, wenn ich ein Hemd nötig habe, und zu keinem Bäcker, wenn ich Fleisch kaufen möchte. Ein jeder bleibe bei dem, was er gelernt hat und versteht, sonst kommt nur Stümperkram heraus. Ihr wißt, wie der Rat sich von Anbeginn ab dagegen gestemmt hat, daß ihr ins Freie zogt. Nun habt ihr blutige Köpfe und erschrockene Herzen und banges Weh, weil viele von euch nicht mehr sind. Mit Heulen, Flennen und Zähneklappern hat aber noch niemand eine Fehde gewonnen. Hervor mit dem Mannesmut, krampft die Fäuste nun doppelt fest um Schwert, Spieß und Büchse. Noch ist nichts verloren. Im Gegenteil, wir haben manches gewonnen, wenn euch nämlich die Erkenntnis dämmert, daß ihr mißleitete Lören und arge Schafe gewesen seid!“

Aus flammenden Augen blitzte der Oberst insonderheit Kaspar Göbel an. Und viele folgten seinen Blicken.

Der Münzmeister blieb stumm.

Noch einmal versuchte es der von Winkelburg, ihn als Führer der Gewerke zu einer unbedachten Äußerung zu reizen. „Es wäre gut,“ rief er ihm entgegen, „wenn niemand mehr am Vertrauen der Bürgerschaft rüttelte, sondern sich mit der Stelle beschiede, auf die ihn der Herrgott gestellt hat!“

Aber auch jetzt blieb Kaspar Göbels Mund verschlossen, so sehr auch in seinem Innern der Geist der Auflehnung trogte.

Erst als der Oberst von Winkelburg mit neuen Vorschlägen kam, wie künftig Danzigs Wehrmacht aufgebracht und gegliedert werden sollte; daß nach den schweren Verlusten bei Liebschau jeder Mann bis zu sechzig Jahren unter die Waffen treten müßte; daß nur der Rat, die Schöffen und die Quartiermeister, die Kirchenväter, Geistlichen, Ärzte und Sekretäre hiervon zu befreien wären; daß die wehrfähige Bürgerschaft in neun Fahnen zu sechzehn Kotten von je fünfhundert Mann eingeteilt werden würde; daß strenge Bestimmungen über die Aufrechterhaltung der Manneszucht Platz zu greifen hätten — so ad exemplum Todesstrafe für Meuterei; und daß schließlich alle Schenken um acht Uhr abends zu schließen seien —, da erst erbat sich Kaspar Göbel das Wort. Ganz bescheidenlich trat er vor, und bescheidenlich klang auch, was er zu sagen hatte, obwohl das Feuer innerer Unruhe durch seine Worte flackerte.

„Liebe Mitbürger,“ so hub er an, „niemand wünscht sehnlicher als ich, daß die grauen Wolken der Sorge bald wieder verschweicht sein möchten, um dem Sonnenlicht der Freude am Leben und der Hoffnung auf bessere Zeiten Platz zu machen. Des könnt ihr allesamt gewißlich versichert sein. Einer für alle, so wollen wir künftig wirken, damit auch alle für einen einstehen. Was der Herr Oberst Winkelburg uns vorgetragen hat, muß von jedem wohlmeinenden Manne gut geheißten werden. Um nun aber den Gedanken des Herrn von Winkelburg, daß wir samt und sonders als Brüder zusammenzuhalten hätten, noch um ein Kräftiges zu vertiefen, schlage ich vor, jedes Fähnlein möge seinen Hauptmann, Leutnant, Fähnrich und Wachtmeister selber wählen. Dann kann niemand wider den Stachel locken. Selbstgewählten Führern wird man sich männiglich gern unterwerfen. Wird mein Vorschlag, auf diese Weise die ganze Bürgerschaft zusammen zu schmieden, gutgeheißten, dann möchte ich bitten —“

Von allen Seiten ertönten Beifallsrufe. Niemand machte sich die Folgen recht klar. Und als der Oberst abraten wollte, weil brave Männer beileibe nicht tüchtige Führer zu sein brauchten, da mußte er einsehen, daß hier Nachgeben am Plage war.

Der Rat zog sich zur Besprechung zurück. „Was gilt die Wette,“ trumpfte der von Winkelburg auf, „jetzt kriecht die Schlange Göbel in jedes Haus und sorgt dafür, daß bei den Fähnlein nur solche Bürgerhauptleute gewählt werden, die nach seiner Pfeife tanzen. Dann sind wir nicht vorangekommen, wie wir alle wünschen, sondern haben uns in eigener Schlinge gefangen.“

Hin und her ging die Meinung hierüber. Endlich entschloß man sich, die Bürgerschaft insgesamt einen heiligen Eid schwören zu lassen, daß man allen Streit abtun und Leib und Leben für die Stadt einsetzen wolle, und daß jedermann zum Gehorsam gegen Rat und Ordnungen, sowie zur Meidung von Verrat und Meuterei verpflichtet sei.

„Mit solchen Stricken fesselt ihr den Teufel nicht“, warnte der von Winkelburg. Aber des Rates Meinung ging durch. Und so schworen denn die Ehrsamten, die Schöffen und die Gewerke, soweit sie unter den Waffen standen, den heiligen Eid, wie er vereinbart war.

Als solches geschehen war, regte sich Kaspar Göbel wieder kräftiger. Jetzt war es der Anschluß an Dänemark, mit dem er offen hervortrat. „Nach den schweren Verlusten bei Liebshau brauchen wir wirksame Hilfe“, so redete er jedem ein. „Wer könnte sie wider die Polen und Türken besser gewähren als König Friedrich?“

Und daß der Ratmann Lukas Blumenstein für die gleiche Bewegung nicht minder lebhaft eintrat, leistete Göbels Plänen nur Vorschub.

Dänische Hilfe.

Klaus Ohling hatte seine Rogge in Weichselmünde festgemacht. Es konnte ihm nicht schnell genug gehen. Voller Neuigkeiten stak er. Er war von Dänemark gekommen, war bei frischer Brise über See geflogen und nun — nun stapfte er geradenwegs zum Hause des Rats in Danzig.

Der Bürgermeister Johann Proite empfing ihn. „Hallo! was gibt's? Ich sah Euch über die Straße kommen, eilig, als segeltet Ihr noch mit vollem Zeug vorm Winde!“

„Gute Brise soll man ausnützen. Und es weht gute Brise!“ Der Schiffer hob den Kopf. „Ich komme von Dänemark herüber: Dort ist man uns wohlgesinnt —“

„Man mißtraut den Polnischen!“

„Kann sein, daß das der wahre Grund ist. Jedenfalls — mit den Dänen ist was zu machen. Umfomehr“ — Klaus Ohling rieb sich die Hände — „als der Oberst von Weiher eine Dummheit begangen hat —“

„Der Oberst von Weiher? Erzählt!“

Der Schiffer sah sich nach einem Stuhle um, nahm Platz und berichtete dann: „Ich komme mit halbem Winde bei Hela vorbei. Da liegen dort zwei dänische Schuten, denen bei voller Ladung der Wind draußen zu hart war. Wie ich sie mir näher beschauete, kriechen unter Land drei vollbemannte Sollen heran, setzen polnische Flaggen und fallen mit großem Geschrei über die Dänischen her, um sie wegzunehmen. Ich mache, daß ich weiterkomme. Unterwegs erzählt mir ein Fischer, daß der Oberst Weiher Führer der Unternehmung gewesen sei. Nun sagt selbst, wird solches Beginnen die Freundschaft König Friedrichs für Stephan Bathory fördern?“

Die Thür tat sich auf. Der Ratmann Lukas Blumenstein trat ein. „Habt Ihr schon gehört,“ rief er, „die Polnischen vergewaltigen dänische Schiffe!“

„Soeben berichtet es Klaus Ohling.“

„Jetzt ist es an der Zeit, jetzt müssen wir zugreifen. Dänemarks Freundschaft ist Goldes wert. Zumal wo Stephan Bathory allen Handelsverkehr mit Danzig verboten und den Stapel für polnische Ware nach Thorn und Elbing verlegt hat.“

„Wir werden dagegen angehen!“ Voller Würde erhob sich Johann Proite. „Wer die Stadt verläßt, wer seine Diener zu Handelsgeschäften fortschickt oder gar selbst an fremden Orten Handel treibt, hat den Verlust von Bürgerrecht und Handlung zu erwarten. Und alles polnische Gut wird noch heute beschlagnahmt werden!“

„Recht so!“ Lukas Blumenstein nickte. „Wir müssen scharf einschreiten. Aber das Wichtigste von allem scheint mir die dänische Freundschaft —“

Abermals tat sich die Tür auf, Johann Brandes erschien. Man berichtete ihm über Oberst Weiher. Er sann nach und erklärte dann: „Die Gelegenheit ist günstig, ohne Frage ist sie es. Wird der Däne aber uneigennützig Ziele verfolgen? Am stärksten ist der Starke allein.“ Er rührte an einem Läutewerk, ein Ratsdiener trat ein. „Ich lasse den Obersten von Winkelburg bitten!“

Klaus Ohling bedeutete man zu gehen. Der Alte machte aber an der Tür noch einmal Halt. „Durch Zufall,“ sagte er, „habe ich in Kopenhagen ein paar große Kriegerleute gesprochen. Sie kamen des Wegs, wo ich am Bollwerk festgemacht hatte, und traten zu mir heran. Der eine war der livländische Hauptmann Klaus von Ungern — es heißt, er habe des Königs Ohr —, und der fragte mich, wie uns Danzigern denn in unserer Haut zu Mute wäre. Ich zuckte die Schultern und entgegnete nur: ‚Ganz nach Wohlbefinden!‘ Da lachten sie, und der von Ungern versicherte mir, viele seinesgleichen seien bereit, sich für Danzigs Freiheit mit den Polnischen herumzuschlagen. Nur weiß ich nicht, ob man dem von Ungern trauen kann. Er ist ein stattlicher Herr. Wenn er aber kommen sollte, so seht ihn Euch nicht nur von auswendig, sondern auch von inwendig an.“

Der alte Schiffer ließ seine Augen noch einmal lebhaft über die Anwesenden schweifen, nickte mit dem Kopf und trollte sich dann. —

Als Johann Brandes mit dem Herrn von Winkelburg Rücksprache gepflogen hatte, berief er allsogleich den Rat. Und es erging ein Beschluß, den Junker Matthiſ Zizwiß in besonderem Auftrage nach Kopenhagen zu entsenden. Klaus Ohling war bereit zu segeln. Beschleunigt wurde die Ladung seiner Kogge gelöscht. Schon am zweiten Tage nach seiner Heimkehr stieß der Schiffer wieder in See. Und daß der junge Herr aus Pommern sein Gast an Bord war, bereitete ihm helle Freude.

„Mit Verlaub, ist es das erste Mal, daß Ihr Euch zwischen Himmel und Wasser befindet?“

Der Zizwißer lachte: „Grault Euch deshalb?“

Ohling wehrte entrüstet ab. „Nur für den Fall, daß Ihr's Speien kriegt, dann haltet den Schnabel nicht gegen den Wind. Im übrigen aber — krabt am Mast, wenn wir Flaute bekommen, das soll bei Neulingen helfen.“

In Kopenhagen ward der Junker mit offenen Armen aufgenommen. Wahrheitsgemäß berichtete er, daß Mut und Widerstandskraft der Bürgerschaft trotz dem schwarzen Tage von Liebschau keineswegs gebrochen seien, daß vielmehr alle Welt fest entschlossen wäre, sich den demütigen Forderungen Polens nicht zu unterwerfen.

„Und Eure Wünsche?“ beehrte König Friedrich zu wissen.

„Insonderheit liegt uns daran,“ führte Matthiſ Zizwiß aus, „Truppen anzuwerben, Munition und Proviant anzukaufen und schließlich, wenn es geht, auch das zu gewinnen, was niemand entbehren kann, der Krieg führen will —“

„Ihr meint einen guten Trunk?“ Der König zwinkerte mit den Augen.

„Nein — Geld, mein Fürst!“

Der Däne fuhr in gemachtem Erstaunen zurück: „Pog-sapperlot, ihr reichen Danziger?“ Doch er zeigte sich durchaus willfährig, ließ zu, daß umfangreiche Werbereien für Söldner anhuben, daß Kriegsmaterial aller Art zusammengebracht und verschifft wurde, und stundete der Stadt eine Summe von 25 000 Talern, die, früher entliehen, damals gerade zur Abführung an Dänemark fällig war.

Am letzten Abend seiner Anwesenheit in Kopenhagen ward der Junker von Zizwiß zur königlichen Tafel hinzugezogen.

„Mein halbes Königreich setze ich dran,“ erklärte der Fürst, „ehe Danzig verderben oder in polnische Dienstbarkeit geraten soll.“ Und er teilte im Vertrauen mit, daß er seine besten Degen und erprobtesten Kriegerleute zur Verfügung stellen würde. „Da ist insonderheit der Hauptmann Klaus von Ungern, ein Mann just von Eurem Schlage! Aber auch noch manch anderer mehr, der euch vollwertige Dienste leisten wird. Seid Ihr's zufrieden, mein Herr?“

Der Zitzwitzer mußte dem Könige wiederholt Bescheid tun, denn Friedrich war an scharfes Zechen gewöhnt. Und da der pommerische Junker eine Widerstandsfähigkeit gegen schwere Weine bewies, die nicht von gewöhnlicher Art war, so gewann er viel Gunst. Des Königs Schwiegervater, Herzog Ulrich von Mecklenburg, war zu Besuch anwesend und bei der Tafel zugegen. Und da auch er ein Mann war, der vollen Humpen gern auf den Grund ging, so ergab es sich, daß am Schluß der Feier schier keiner von den Herren recht, gehen oder stehen konnte. Nur der Zitzwitzer hatte sich noch offene Augen und Ohren gewahrt und einen leidlich festen Gang dazu. Als er aufbrach, lachte der König ihn aus weingerötetem Antlitz an: „Ihr Danziger seid nicht dumm, Euch meinem Schutze anzuvertrauen. Ich werde Euch ein besserer Herr sein, als der Pollack einer ist!“

Dieses Wort merkte sich der Junker Matthis wohl. Und er bezweifelte insgeheim, ob es den Ehrsamten von Danzig angenehm im Ohr klingen würde. —

* * *

Wenige Tage schon nach des Zitzwitzers Rückkehr langte auf der Danziger Reede eine dänische Flotte an. Sie ging unweit Weichselmünde zu Anker. Und was sich aus den Schiffsleibern an Menschen und Kriegsgerät entlud, kam den Danzigern wohl zu paß.

Mit der Flotte war auch der Hauptmann Klaus von Ungern eingetroffen. Wie er durch die Straßen der Stadt ritt, ein Lachen der Zuversicht auf den sonnenbraunen Wangen, Herrscher-gewalt im Blick und Kraft in der ganzen Haltung, da flogen ihm die Herzen der Bürgerschaft zu. Vergessen war, daß man aus Unbedachtsamkeit und Übermut den Tag von Liebschau

heraufbeschworen hatte. „Der von Winkelburg hat uns dazumal geführt“, so hieß es. „Er hätte uns vorm Unglück bewahren müssen!“ Und die Wagschale der Gunst begann bereits zu Ungerns Vorteil auszuschielen. —

Stephan Bathory hatte auf die Kunde hin, daß Danzig Hilfe aus Dänemark erhalten hätte, sein Heer verstärkt. Siebentausend Reiter und viertausend Fußknechte hatte er zusammengebracht. Und es verging kaum ein Tag, an dem es nicht zu blutigen Zusammenstößen kam. Die Polnischen umschwärmten die Stadt immer enger, raubten, sengten und plünderten, wo es nur etwas zu rauben, zu sengen und zu plündern gab. Und die Wut über den Feind ward daraufhin unter der Bürgerschaft immer hitziger. Besonders heiß ging es bei Weichselmünde her. Um die Dänen auszuschalten, gedachte Stephan Bathory sich des Hafensplatzes zu bemächtigen. So oft er aber auch seine Scharen anlaufen ließ, vor den starken Bastionen und Wällen und der Zähigkeit ihrer Besatzungen brach jeder Angriff zusammen.

Um Weichselmünde herum hatte die Kriegsaust grimmig gewüthet. Der Rat hatte keine Opfer gescheut, um den Platz verteidigungsfähig zu machen. Blutenden Herzens hatte der Stadtbaumeister Kramer vorgeschlagen: „Wir müssen die Stranddörfer Brösen und Glettkau abbrechen, um das Schußfeld frei zu bekommen.“ Und dabei blieb es nicht einmal. Selbst die Kirche zu Weichselmünde wurde niedergelegt, und auf Brösen und Glettkau folgten Schidlitz, Neugarten und Sandgrube, Hoppenbruch und Schottland. Überall fraß der rote Hahn die Baulichkeiten fort. Nur Trümmerhaufen blieben liegen. Viel Hausrat ging verloren, und mancher wohlhabende Bürger küßte seinen lieblichen Sommersitz am Gestade der See ein. —

Eines Abends garte es unter den Söldnern der Stadt. Merten Holland hatte den Anstoß gegeben. Aber die Anregung ging noch von anderer Stelle aus. Klaus von Ungern stand dahinter, ohne selbst hervorzutreten. Aber alles, was Merten Holland tat und sagte, hatte er von dem dänischen Hauptmann.

„Macht euch keine Sorgen“, zerstreute der lange Fähnrich Bedenken, die bei seinen Landsknechten aufkeimten. „Ich weiß wohl, der Oberst von Winkelburg wünscht keinen Ausfall. Nach

seinem Plan soll sich der Feind an Danzigs Mauern und Wällen den Schädel einrennen. Aber wir Kriegerleute, wir denken anders. Wir wollen beim Feinde das Weiße im Auge sehen, wollen Ruhm und Beute gewinnen. . .“

Dreihundert Landsknechte gelobten sich heimlich Merten Holland zu, Kerle, die wie Katzen schleichen und wie Bären dreinschlagen konnten. Jeden einzelnen hatte er sich ausgewählt, damit auch Verlaß auf sie wäre. Alles wurde bis ins Kleinste vorbereitet. Überall nistete sich Klaus Ungerns Geist ein.

In der Nacht brachen die dreihundert aus. Vorm Jakobsstor lagerte eine polnische Abteilung, die schon manchen Schaden angestiftet hatte. Von drei Seiten ward sie umstellt. Mustergütig ging es vor sich. Und als dann viermal der Ruf eines Rauzes erscholl, viermal in gleichen Zwischenräumen, da fielen die Landsknechte über die Polnischen her. Im Handumdrehen lagen die Posten zu Boden. Im Schein des Wachtfeuers tobte der Kampf. Geschrei und Musketenschläge raubten der Nacht ihre Ruhe. Die Söldner erstritten einen vollen Sieg. Nur wenige der Überfallenen entkamen.

Als die Frühsonne ihre Strahlen über das Land schickte, kehrten die Sieger heim. Sie hatten sich polnische Röcke angegan und schleppten schwere Beute an Waffen und Kriegsgerät mit sich. Männer, Frauen und Kinder füllten die Straßen. Die Kunde von dem nächtlichen Kampf war mit Windeseile umgelaufen. Mit lautem Jubel empfing man die Heimkehrenden. Es war allen, als sei nun der Tag von Liebschau gerächt.

Merten Holland prunkte vor seiner Schar. Ein Schwert hieb hatte sein Haupt getroffen. Der Helm hatte die volle Wucht gehemmt. Trotzdem klappte eine Wunde, und des Fähnrichs linke Wange war blutüberkrustet.

Was jetzt geschah, auch das war vorbereitet und ging ebenfalls auf Klaus von Ungern zurück. Die Söldner rückten vor das Haus des Obersten von Winkelburg, schossen ihm zu Ehren ihre blind geladenen Hakenbüchsen ab, so daß es zwischen den Häusern nur so schallte, und legten alle Beute vor dem Eingang zum Hause nieder.

Auch der Oberst hatte längst Meldung über das kriegerische Unternehmen erhalten. Der Zorn hatte ihn gepackt. Er lebte dem Glauben, die Manneszucht wäre dank seiner Arbeit unter

den Söldnern fest verwurzelt, und nun setzte man sich ohne Scheu und Scham über seine Befehle hinweg . . . ?

„Wer war der Anstifter!“ Barsch trat er vor die Haustür. Merten Holland zögerte nicht mit der Antwort: „Ich, Herr!“ In ihm lebte noch die Erregung des Kampfes nach. Von allen Seiten drängte die Volksmenge zusammen, kaum daß sie ihren Jubel unterdrückte.

Da nahm der Oberst wahr, wie der Wind wehte, und er tat sich Zwang an. „Ist das eure gesamte Beute?“ fragte er und wies auf die Stapel von Waffen und Montierungsstücken, die sich vor ihm türmten.

Der Fähnrich nickte: „Und die Röcke, die wir anhaben!“ „Wollt ihr etwa polnisch werden?“ Noch immer knurrte des Obersten Stimme.

Da trat ein alter Eisenfresser hervor, ein Mann, der auf italischem und hispanischem Boden gefochten hatte und kaum eine Stelle an seinem Körper aufwies, die nicht Narben trug. „Herr Oberst,“ rief er, „wir haben uns Danzig verpflichtet und werden der Stadt in Treue beistehen. Wenn wir heut Nacht ausgezogen sind, so ist's nur geschehen, um Ehre und Lob zu gewinnen und einen Anreiz zu geben für weitere kühne That!“

„Ihr habt wider strenges Verbot gehandelt!“

„Dafür bitten wir vielmals um Vergebung und um Erlaß der verwirkten Strafe.“

Der Oberst sann eine Weile nach. „Der Erlaß sei euch gewährt“, entschied er, „alldieweil ihr euch brav und mit Erfolg geschlagen habt. Und die Beute hier —“

„Sie gehört der Stadt!“ Merten Holland tat sich wieder wichtig.

„So sei's!“ Der Oberst nickte.

Da rührte sich noch einmal der alte Eisenfresser: „Schön, Herr, auch wir sind damit einverstanden. Wollet uns nur das Eine zugestehen, daß wir beim nächsten größeren Ausfall alles für uns behalten dürfen.“

Der von Winkelburg schüttelte den Kopf. „Was euch nach Kriegsrecht zufällt, soll euch wahrlich nicht gekürzt werden. Im übrigen rate ich euch aber gut — vergeßt nicht, daß bei mir die Kriegsleitung liegt!“

Die Landsknechte nahmen die Beute hoch und brachten sie zum Rüsthaus. Alle Welt wünschte ihnen Glück, und am

Abend pfiß sich mancher einen an. Nur Merten Holland blieb verdrossen. Der Oberst von Winkelburg hatte ihn in sein Haus genommen und hatte ihm dort ob seiner Eigenmächtigkeit, einen Ausfall zu wagen, in einer Weise die Meinung gesagt, die den eiteln Mann bis ins Innerste kränkte und etwas wie Haß in ihm aufleben ließ. Er hütete sich zwar vor aller Welt darüber zu sprechen. Aber im vertrauten Kreise ließ er seinem Unmut die Zügel schießen. Und so kam es, daß auch Kaspar Göbel davon erfuhr. —

Inzwischen ging Klaus von Ungern mit Vorbedacht und Fähigkeit seinen Plänen nach. „Danzig muß als Entgelt für unsere Hilfe in unsere Abhängigkeit geraten“, so hatte man ihn am dänischen Hofe unterwiesen. Und dieses Ziel ließ er beharrlich nicht aus den Augen. Den Einfluß des Herrn von Winkelburg zu untergraben und zu brechen, das schien ihm vorerst das Wichtigste. „Denn ohne den erprobten Führer“, so sagte er sich, „sind die Danziger wie eine Herde Schafe, die jedem nachlaufen, der sich an ihre Spitze stellt.“

Nachdem der erste kleine Ausfall so gut geglückt war, bereitete er einen zweiten, größeren vor. Und dabei kam ihm eine Nachricht zu statten, die ihm der Zikwitzer zugetragen hatte, dessen Gewährsmann nun wieder Klaus Ohling gewesen war. Der alte Schiffer hatte nämlich, listig und verschlagen wie er war, in Erfahrung gebracht, daß der Oberst von Weiher am Abend des zweiten Juli in seinem Lager vor Weichselmünde Besuch von Standesgenossen erwartete und aus solchem Anlaß auch für seine Truppen ein Trinkgelage veranstalten würde.

„Das wäre eine Gelegenheit!“ Der Zikwitzer rieb sich die Hände.

Klaus von Ungern überlegte nicht lange. Er unterhielt auch in Danzigs Mauern gute Beziehungen zu Kaspar Göbel, und was hinter dem Münzmeister stand, stand auch hinter ihm. So kam es zuwege, daß der dänische Hauptmann am besagten Tage nach Sonnenuntergang in aller Stille mit tausend wohlbewaffneten Leuten, die an Bord von Rähnen untergebracht waren, die Weichsel hinunter fuhr. Klaus Ohling führte das vorderste Fahrzeug, und das einzige, was auf seine Laune drückte, war die Tatsache, daß sich auch Kaspar Göbel eingeschifft hatte.

Der Himmel meinte es günstig. Grauer Wolkendunst sperrte Mond und Sterne ab. Von Osten wehte leichte Brise. Dünnes Regengeriesel fiel.

Mit gedämpften Ruderschlägen strebten die Rähne stromabwärts. Die Blätter der Riemen waren mit altem Tauwerk umwickelt. Flüsternd nur ging die Unterhaltung an Bord. Jeder durchbohrte mit seinen Blicken die Dunkelheit, ob irgendwo ein Warnzeichen sichtbar würde. Aber es zeigte und rührte sich nichts.

Der Zikwizer trat neben Klaus Ohling. „Nun Alter, wird alles klappen?“

„Gottlob — Ihr seid mit dabei!“ Man merkte der Stimme freudige Überraschung an.

„Warum sollte ich nicht? Bei scharfem Schwertschlag fehl ich nur ungern —“

„'s ist aber gegen des Rates Verbot! Und auch der Oberst von Winkelburg —“

„Ich hab ihn verständigt.“

„Und er hat zugestimmt?“

Der Sunker zuckte die Achseln: „Das muß sich erst ergeben. Ein Bote von mir hat ihm einen Brief hinterbracht, just als wir abgesetzt hatten.“

Klaus Ohling lachte: „Wie Ihr Euer Gewissen zu dämpfen versteht!“

„Jeder hilft sich, so gut er kann.“

An Bord entstand eine Bewegung. „Lichtschein voraus!“ hatte der Ausguck gemeldet.

„Das ist Weichselmünde“, belehrte Klaus Ungern seine Leute.

„Macht die Feste mit!“

„Die Unsrigen sind verständigt. Und daß sie sich bereit halten, könnt ihr am Lichtschein erkennen. Das Zeichen war verabredet.“

Da durchfuhr alle ein warmer Strom der Zuversicht. Der Ungern, das war ein Mann! Wie der für alles sorgte! Ihm zu Dank schlug man sich gern.

„Wenn nur der Göbel nicht unter uns wär!“ Der alte Ohling grollte. „Dem Kerl traue ein anderer . . .“

An Weichselmünde vorbei strebten die Rähne seewärts. Von der Küste und vom Weichselufer zugleich, so war es befohlen worden, sollte der Angriff unternommen werden. Als der Schutz des Landes hinter der Rahnflotte lag, mußten die an den Riemen sich hart ins Zeug legen. Leichter Seegang stand entgegen, und mancher Spritzer huschte über die Keeling der niederbordigen Fahrzeuge hinweg.

Der Regen hatte aufgehört. Der Wolkendunst teilte sich. Vereinzelt blinzelten Sterne hervor, und selbst der Mond zeigte sich flüchtig.

In breiter Ordnung, ein Rahn neben dem anderen, lief die Flotte auf Strand. Aus dem Bug jumpen behende Gesellen. Im Erdreich wurden die Anker vergraben. Und während unter den breiten Böden der Rähne die anrinnenden und wieder zurückflutenden Wassermassen rauschten und lärmten, quollen die tausend Mann, zu zehn Hundertschaften geordnet, stumm hervor. Die Füße versanken im Dünenand. Trotzdem — in gut geschlossener Ordnung brachen die Sturmhaufen vor.

Zu gleicher Zeit rückten die aus Weichselmünde heran.

Die Umrisse des Weiherischen Lagers begannen sich abzuheben. Mondlicht glitt drüber hin. Der Wind trug verworrenes Stimmengewirr herüber. War es Kriegslärm oder trunkener Jubel? Noch ließ es sich nicht unterscheiden —

Doch halt — jetzt . . . ganz deutlich — es war Gesang! Gesang zu Bier und Wein . . .

Ein Alarmschuß! Ein Posten hat die Angreifer wahrgenommen. Die Danziger stürzen vor. Der Gesang geht weiter, kaum, daß er schwächer wird. Erst als das Kriegsgeschrei der Angreifer ertönt, beginnt man zu begreifen . . .

Im Handumdrehen sind die Posten überwältigt. Von drei Seiten zugleich, im Osten, Norden und Westen wird das Lager angepakt. Widerstand regt sich kaum. Die Zecher fliehen, Betrunkene werden im Schlaf zu Gefangenen gemacht. Nur an einer Stelle wehrt man sich. Vorm Zelt des Lagerkommandanten flammen Büchsen auf, blitzen Klingen.

„Mir nach! Wir müssen den Oberst von Weiher fassen!“ Der abligen Reiterfahne voraus — die Junker sind diesmal zu Fuß — springt Matthias Zizwitz mit stürmischen Sägen.

Eine Faustrohrkugel klappert gegen seinen Harnisch. Er fühlt einen strammen Schlag, warm rinnt es ihm über den Leib. Doch er rennt weiter. Oder ist es ein Fallen? Der Länge nach schlägt er hin.

Aus der Rückwand des Zeltcs birgt sich der Oberst. Halb- bekleidet nur, weindunstumnebelt. Sein Reitknecht hilft ihm zu Kopf. Beide sprengen davon. —

Dem nächtlichen Unternehmen war ein voller Erfolg beschieden. Mehr als die Hälfte der Weiher'schen Truppe wurde zu Gefangenen gemacht. Vierzehn Geschütze erbeutete man, darunter vier von denen, die man bei Liebschau verloren hatte.

Klaus von Ungern griff mit starker Hand durch. Es gab nicht wenige unter seinen Leuten, die sich an den Resten von Bier und Wein gütlich tun wollten, die der Gegner zurück- gelassen hatte. „Seid ihr toll?“ Wie ein Irrwisch fuhr der Hauptmann durchs Lager. „Wollt ihr den Gegner an Dummheit übertreffen? Was gilt die Wette — noch in früher Morgen- stunde greift Stephan Bathory an!“

Und er behielt recht. Man war noch dabei, die Schanzen zur Verteidigung herzurichten und die Mannschaften auf die Geschütze und Wälle zu verteilen, als von Süden her starke Reitergeschwader im Anritt gemeldet wurden. Gradenwegs war der Oberst von Weiher zum Könige geprescht. Der Ritt hatte ihm seine Fassung wiedergegeben. Und Stephan Bathory — er hatte keinen Augenblick gezögert. Dem sorglosen Obersten hatte er in einer Weise seine Meinung gesagt, daß die letzten Weinnebel sich schnell empfahlen. Dann hatte er Alarm schlagen lassen und Befehl gegeben, mit stürmender Hand das Lager wieder zu nehmen.

„Weichselmünde ist der Schlüssel zu Danzig!“ So war des Königs Meinung gewesen. „Wo der Däne den Danzigern Succurs gewährt, hat der Schlüssel doppelt an Wert gewonnen!“

Im Hauptquartier der Polen war man nur langsam munter geworden. Als sich jedoch Stephan Bathory selber regte, da waren die Reiter rasch zu Kopf gekommen.

Auf Klaus von Ungerns Rat hielt sich in dem besetzten polnischen Lager alles sorgsam versteckt. Man hatte auch die

ausgesetzten Posten zurückgezogen, so daß es ganz den Eindruck machte, als sei der Platz schon wieder verlassen.

In dünnen Schwärmen kamen die Polnischen heran. Die Masse folgte zögernd nach.

Starr und tot blieb das Lager.

Die Reiter umstellten es von allen Seiten. Man sah, wie sie sich durch Gebärden verständigten. Immer enger zog sich ihr Ring.

Jetzt tat sich an einer Stelle lebhafte Erregung kund. Einige von den Polnischen saßen ab, andere sprengten mit zur Seite geneigtem Oberkörper in der Richtung auf Weichselmünde davon . . .

Klaus von Ungern lachte. „Seht, wie unsere Kriegslust wirkt!“ Er hatte drei von den eroberten Geschützen davon fahren lassen. Deutlich war die frische Radspur zu sehen. Nun glaubten die Polnischen bestimmt, der Feind wäre abgezogen.

Noch einmal sah man die Reiter verhandeln. Dann saß die Masse von ihnen ab. Nur ein Haufe von fünfzig Mann — plötzlich nahm er die Zügel hoch und sprengte, was die Säule laufen konnten, auf den Lagereingang zu. Gleichzeitig rannten die zu Fuß an.

Da wurde es aber auf den Wällen lebendig. Dicht an dicht standen die Schützen. Feuerblitze, Pulverballen, hämmernde Kugeln — mitten hinein in die anreitenden Scharen bissen die Stücke und Büchsen. Säule bäumten hoch und stürzten, Lachen von Blut auf graugelbem Sand. Dazwischen zuckende Menschenleiber, Fluchen und Schimpfen, Geschrei und Sekreisch, ein wirrer, ringender Knäul . . . rückwärts, zur Flucht gewandt, verlor sich der Angriff.

Auch die zu Fuß stoben davon. Viele blieben verwundet liegen. Jetzt brachen die Danziger vor, doch die Polnischen versagten sich ihnen. Wer einen Gaul erhaschte, saß auf. Aufgeregt preschte die Kavalkade davon. Ein Staubwolke ward ihr Schutz.

„So,“ sagte Klaus Ungern, „jetzt sei es gestattet, sich an den polnischen Vorräten göttlich zu tun.“

Jedermann langte zu. Dann wurden die Schanzen abgetragen. Alles erbeutete Kriegsgerät kam nach Weichselmünde.

Nur drei von den Geschützen wurden an der Küste versenkt. Sie waren zur Fortschaffung zu schwer. —

Diesmal war es Klaus von Ungern, der an der Spitze seiner Schar im Triumphzug nach Danzig zurückkehrte. Auf dem Langenmarkt ließ er seine Truppen halten. Er selbst begab sich zum Hause des Rats, um Bericht zu erstatten.

Er traf auf verlegene Gesichter. Der Oberst von Winkelburg war anwesend. Eine heftige Aussprache zwischen ihm und den Ratmannen war vorausgegangen. Der dänische Hauptmann war darauf gefaßt, mit dem Winkelburger hart aneinander zu geraten. Doch es ergab sich ganz anders.

Als Ungern eintrat, schritt ihm der Oberst bewegt entgegen. „Wahrlich, Ihr habt ein keckes Stück gewagt. Aber wo es Euch geglückt ist, seid meiner Anerkennung versichert!“

„Ich hätte Euch vorher befragen müssen —“

„Ja, das hättet Ihr! Und dieserhalb werden wir uns noch unterhalten. Als ich aber von Eurem Vorhaben Kunde erhielt —“

„Ihr habt darum gewußt?“

„Der Zizwiger hatte mir ein Brieflein geschickt.“

„Der Junker Matthys? Er gehört zu den wenigen Blessirten, die wir haben.“

„Steht's schlimm um ihn?“

„Nicht doch, in zwei, drei Wochen sitzt er wieder zu Pferde!“

„Das ist mir lieb! Also von ihm gelangte ein Brieflein in meine Hände, aber erst, als Ihr schon unterwegs wart. Ich begab mich sofort zu den Ehrsamern und wurde vorstellig, auch von Süden her die Feste des Obersten Weiher anzupacken. Wir hätten einen Ring um ihn schließen können. Aber die hohen Herren waren für solchen Plan nicht zu gewinnen. Ich habe es ihnen eben noch vorgeworfen, sie seien saumselig gewesen, solche Gelegenheit kehre so bald nicht wieder. Aber die Ehrsamern in ihrer Bedächtigkeit. . .“

Der Bürgermeister Johann Brandes lehnte sich dagegen auf. „Ein zweites Liebschau können wir nicht auf uns nehmen. Hinter die Wälle, nicht aufs freie Feld gehört Danzigs Wehrmacht einem überlegenen Feinde gegenüber, wie ihn Stephan Bathory mit seinem Kriegsvolk darstellt!“

„Im allgemeinen — da habt Ihr schon recht! Aber heut wäre ein Tag gewesen —“

Die Herren stritten sich noch lange hin und her. Und der Oberst von Winkelburg blieb aufgebracht, so wie man ihn sonst nicht kannte. Es war aber nicht nur der Arger über die verpaßte Gelegenheit, der ihn quälte. Mehr noch peinigte ihn der Gedanke, daß ihm in Klaus von Ungern ein Nebenbuhler entstanden war, der sich über alle Bedenken und Schranken hinwegsetzte, und dem das Kriegsglück offenbar holder lächelte als ihm selber.

Die Stadt wird beschossen.

„Und das glaubt Ihr?“ Kaspar Göbel lachte höhnisch auf. „Ich hätte Euch — entschuldigt das Wort — für witziger gehalten.“

Klaus von Ungern maß sein Gegenüber mit festem Blick. Sie saßen in Lukas Blumensteins Arbeitsgemach. Der Feldhauptmann durchschaute den Münzmeister. Aber er verdarb es nicht mit ihm, weil er den eiteln und machtgerizten Mann für die Pläne seines Königs brauchte. „Wenn mir ein Edelmann, wie der Oberst von Winkelburg versichert,“ entgegnete er nach längerem Überlegen, „nur der Rat habe ihn an einem Ausfall verhindert, als ich die polnischen Schanzen bei Weichselmünde nahm, so liegt für mich kein Anlaß vor —“

Göbel sprang auf und trat dicht vor den Kriegshauptmann hin, wobei er beide Arme mit aufwärts gespreizten Fingern heftig vor ihm schüttelte. „Wollt Ihr es denn noch immer nicht wahrhaben? Der Rat ist in seinem Herzen zum Frieden geneigt. Er bettelt um die polnische Gunst, mag auch die Wittenberger Lehre dabei zum Teufel gehen!“

Klaus von Ungern sah ganz geruhsam vor sich hin. „Setzt kommen sie dir“, sagte er sich. Und laut brachte er vor: „Ich kann es nicht annehmen, solche Falschheit —“

„Und doch ist es so!“ Auch der Ratmann Lukas Blumenstein erhob sich. „Was Herr Göbel Euch expliciert, trifft Wort für Wort zu.“

„Dann wäre es allerdings höchlich an der Zeit, daß wir einen Riegel vorschöben —“

„Der Oberst von Winkelburg muß beseitigt werden!“ Kaspar Göbel stemmte seine Faust schwer auf den Tisch, an dem sie gesessen hatten. „Er ist des Rates stärkste Stütze. Selbst meine Bürgerhauptleute wagen es nicht, gegen ihn aufzutrumpsen.“

„Und wie gedenkt Ihr das zu vollenden?“ Klaus von Ungern verlor keinen Augenblick seine Ruhe. „Freiwillig wird der von Winkelburg kaum gehen, und ob der Rat ihn ziehen ließe —“

„Er muß abtreten, so oder so!“ Kaspar Göbel krampfte die Finger. „Wo es um große Ziele geht, spielt das Leben eines einzelnen —“

„Ihr denkt an Gewalt?“ Lukas Blumenstein entsetzte sich. Er starrte Kaspar Göbel an.

Der Münzmeister überlohte ihn mit heißen Blicken. „Sprach ich davon? Herr Ratmann, wer sein Glück schmieden will, muß mit fester Faust harte Schläge tun. Aus Halbhheiten gebiert niemand ein Ganzes!“

Sie nahmen wieder Platz. Es kam wie eine Erschöpfung über sie. Nur Klaus von Ungern spürte nichts davon. Er spielte mit den kostbaren Ringen an seinen Fingern — sie waren ein Geschenk des Dänenkönigs — und knüpfte nach einer Weile den Faden der Aussprache dort wieder an, wo man ihn vor geraumer Zeit verloren hatte. „Und, ihr Herren, es ist euch beiden wirklich Ernst damit, König Friedrichs Freundschaft für die Stadt Danzig womöglich noch zu vertiefen?“

Lukas Blumenstein nickte und faltete dabei die Hände. „Danzig muß unter dänische Oberhoheit kommen, das ist gewißlich meine Meinung. Eher haben wir vorm Polen und insonderheit vor Rom keine Ruhe. König Friedrich als ein streng lutherischer Fürst — er ist der richtige Herr für uns.“

„Ist das, was Ihr soeben sagtet, nur Eure Ansicht? Oder denken auch noch andere wie Ihr?“

Kaspar Göbel nahm dem Ratmann das Wort aus dem Munde: „Viele denken so! Wo ich kann, mache ich Stimmung dafür. Fast alle, die ich gesprochen habe, gehen ohne Umschweife darauf ein. Nur das Eine heben sie hervor — Danzigs Freiheit müsse unangetastet bleiben. Insbesondere müsse das Regiment der Stadt sich nur aus solchen Männern zusammensetzen —“

„Ich verstehe!“ Klaus von Ungern unterbrach ihn. „Mein Herr und König, darauf verlaßt euch, wird gute Dienste nach Gebühr zu entlohnen wissen. Wie wäre es nun, wenn wir etwas Schriftliches hierüber aufsetzten, etwas Schriftliches, das

ich nach Kopenhagen senden könnte? Dadurch würde die Angelegenheit ohne Frage sehr gefördert werden . . .“

Nach kurzem Hin und Her war man dafür. „Und wer soll schreiben? Wir brauchen der Ordnung halber Kopien . . .“

„Ich schlage meinen Sohn vor“, empfahl Lukas Blumenstein. „Er ist unbedingt zuverlässig und verschwiegen, so wie es bei solch wichtigem Anlaß nottut.“

Die anderen stimmten zu. Jakob Blumenstein ward herbeigerufen. Und es ward in vierfacher Ausfertigung ein Schriftstück aufgesetzt, das dem Dänenkönig die Schutzherrschaft über Danzig anbot. Das Urschreiben ließ Klaus von Ungern alsbald nach Kopenhagen schaffen. Die Abschriften blieben in den Händen der drei Verschwörer.

* * *

Nach dem empfindlichen Schlag, den Stephan Bathory vor Weichselmünde erhalten hatte, gab er jene vorgeschobene Stellung auf und zog den Obersten von Weiher mitsamt dem Rest seiner Truppen an sich heran. „Ich muß den alten Säuser unter meinen Augen behalten“, sagte er zu seiner Umgebung, „sonst trinkt er noch bei seinen Torheiten den Becher meines Glücks leer.“

Das Hauptquartier ward im Westen der Stadt aufgeschlagen. In der Ortschaft Stolzenberg, von der nur noch einzelne Häuser standen, nahm der König Unterkunft. Und seine ganze Sorge ging jetzt darauf, den Bischofsberg mit Schanzen und schwerem Geschütz zu bewehren, um die Stadt durch Beschießung mürbe zu machen. Mit Sorge nahmen es die Danziger wahr, und der Baumeister Hans Kramer klagte sich selber an, daß er seinen Willen damals nicht durchgesetzt hatte, als man über die Einbeziehung des Bischofsberges in die Stadtbefestigung verhandelte. Fieberhaft war er tätig. Und er zermartete sich sein Gehirn, um wirksame Schutzmaßnahmen gegen die Beschießung durchzuführen. Auf seinen Vorschlag erließ der Rat eine Verfügung, wonach von allen Frauen der Stadt Wollsäcke zu nähen waren. Meister Kramer ließ sie mit Werg ausstopfen und überall dort aufstürmen, wo ihm der Schutz von Verteidigungsanlagen und Baulichkeiten wichtig deuchte oder besonders am Herzen lag. Aber darüber hinaus rüstete man sich auch für den Fall, daß der Beschießung ein Sturmangriff folgen würde.

Durch den neu erbauten Damm wurde die östliche Umgebung der Stadt unter Wasser gesetzt und völlig unzugänglich gemacht. An der Einmündung der Mottlau wurde die Weichsel durch eingerammte Pfähle gesperrt, so daß auch von hier kein Angriff mehr drohte. Gegen Brandgefahr erließ der Rat eine neue Feuerordnung. An allen Straßenecken wurden Tonnen mit Wasser aufgestellt. Die leichteren setzte man auf Rufen, damit sie hin und her bewegt werden konnten. Jedes Haus mußte sich mit Lederschläuchen versehen. Des Nachts brannte allenthalben Licht. Und auf den Dachböden standen ebenfalls Wasservorräte. Um dem Feinde den Einbruch in das Stadttinnere zu erschweren, ließ der Oberst von Winkelburg in jeder Straße und Gasse eiserne Ketten anbringen, die sich leicht an Riegel anschließen ließen. Außerdem mußte ein jeder Hauseinwohner dafür Sorge tragen, daß sich ein guter Vorrat von gewichtigen Steinen unterm Dach befand, um sie gegebenenfalls von oben herabstürzen zu können.

Klaus von Ungern verfolgte die Vorbereitungen mit zur Schau getragener Geringschätzung. Und wer es wissen wollte, bekam von ihm zu hören, daß es nicht eines tapferen Mannes Art sei, sich hinter Bergjücken und Ketten zu verstecken. „Dächten alle wie ich,“ so rief er laut, „wir brächen heute hier und morgen dort vor und täten den Polnischen kräftige Aderlasse beibringen. Was gilt die Wette — in zehn Tagen zögen sie ab!“

„Ihr seid ein Tausendsassa!“ Der Bäckermeister Riemann, der sich mit dem Verladen und Karren schwerer Steine abgemüht hatte, wischte sich in der Sommerhitze den Schweiß von der Stirn. „Glaubt Ihr wirklich, wir sollten es wagen?“

„Sicher doch!“ An Stelle des Kriegshauptmanns meckerte der Schneidermeister Hemmling los. „Zwicken und Zwacken müßt man die Bathoryschen und ihnen den Hosenboden versohlen!“

Es sah sehr drollig aus, wie das kleine Männchen sich reckte. Demgemäß mußte auch der Kanzlist Hasentöter, der mit einer Liste des Rats von Haus zu Haus ging, um die Befolgung aller Verordnungen zu prüfen, recht herzlich lachen. „Euch müßte man allein vorschicken“, rief er dem Schneiderlein zu. „Wenn Ihr mit Elle und Nadel suchteltet, packte sich der Pole unverzüglich!“

Auch Hans Kramer, der mit Bernd Landewig für die Bekleidung des Stockturms mit Wergsäcken Sorge trug, hatte die überhebliche Äußerung des Hauptmanns von Ungern vernommen. Und da er ihn schon seit geraumer Zeit mit schiefen Blicken verfolgte, trat er an ihn heran und sagte so laut, daß alle es hören konnten, die sich in der Nähe befanden: „Wer Unfrieden sät und Mißtrauen, wo Einigkeit vor allem nottut, ist kein guter Mann. Glaubt Ihr, daß die Polnischen sich jeden Tag betrinken, nur damit Ihr einen leichten Sieg ernten könnt?“

Der von Ungern wollte aufbegehren, doch er bezwang sich. „Herr Stadtbaumeister,“ entgegnete er, „so war es nicht gemeint. Ein jeder von uns muß seine Pflicht tun, Ihr sorgt für Wälle, Wehren und Bastionen, ich dagegen —“

Ein dumpfer Donnererschlag unterbrach ihn. Und dann kam es durch die Luft herangependelt, mit surrendem, schwingendem Geräusch, eine grobe Steinkugel, auf dem Bischofsberg verschossen. Gut gerichtet traf sie ihr Ziel. Sie prellte gegen das Hohe Tor, das dicht mit Wergsäcken überpolstert war, rutschte ab, polsterte auf die Straße und klackerte weiter, ohne Schaden angerichtet zu haben.

Für ein paar Augenblicke hatte alles betroffen geschwiegen. Nun lief man zu der Kugel hin. Mit Eisenbändern war sie umstrickt. Der Schneider Hemmling gab ihr einen Tritt, der aber nur ihm wehtat, ohne daß das Geschloß sich rührte, und sagte: „Dummes Luder, meinst, wir hätten Angst vor dir?“

Hans Kramer blickte befriedigt auf seine Säcke. „Sie mögen nur schießen. Unsere Tore hauen sie nicht ein!“

Nach dem ersten Kugelgruß wurde es nach und nach hitziger. In kürzeren Abständen schlugen die plumpen Geschosse ein. Sie schonen weder Häuser noch Kirchen, und in manchem Mauerwerk ließen sie ihre Spuren zurück. Überall rief man nach den Wergsäcken, um sich zu schützen. Und die Zahl derer, die Hans Kramers weise Voraussicht lobten, wuchs.

Am nächsten Tage erwies es sich, daß der König aber auch noch über andere Mittel verfügte. Die Bürger hatten sich nachgerade an die Beschießung gewöhnt. Jeder, der nicht im Kriegsdienst der Stadt stand, ging wie sonst seiner Beschäftigung nach, als am Hohen Tor unter den Wergsäcken ein Brand entstand.

Der Feind hatte mit Glühkugeln geschossen, mit kupfernen Äpfeln, die mit einem Brandsatz angefüllt waren.

Der Stadtbaumeister war auch diesmal zur Stelle. Daß der Feind es in erster Linie auf die Bezwingung des Hohen Tores abgesehen hatte, ergab sich aus der Wahl seiner Hauptstellung auf dem Bischofsberg. Darum galt den dort gelegenen Werken Hans Kramers ganze Sorge.

„Wasser her!“ rief er, als die erste dünne Rauchwolke aus den Bergsäcken hervorquoll. Und seiner Aufforderung wurde mit Eifer entsprochen. Fünf, sechs Männer schleppten eine Tonne auf Rufen herbei. Andere gingen mit Eimern zur Hand. Zur Speisung der Tonne wurde ein Lederschlauch ausgerollt. Den vereinten Bemühungen gelang es, die Brandgefahr abzuwenden. Aber sie blieb als drohendes Gespenst bestehen und machte doppelte Wachsamkeit und Bereitschaft erforderlich. Hieran fehlte es nicht. Männer und Frauen taten ihre Pflicht. Je mehr der Feind drängte, um so trotziger schwoh den Danzigern der Mut. Und als Klaus von Ungern am Abend die Trompeter auf dem Wall versammelte, um dem Könige ein Stücklein aufzublasen, und ihm aus gefülltem Becher einen Schlafrunk weihete, da lief unter der Bürgerschaft ein starkmütiges Lachen um. „Er soll uns nur kommen, der Stephan Bathory. Wir klopfen ihm auf die Finger, daß er alsbald zurückzuckt!“

Trotzdem wuchs die Gefahr. Der Feind leitete die Wasser der Kadaune ab und brannte die große Wasserkunst vor dem Hohen Tor nieder, die die Stadt mit Trinkwasser versorgte. Aber auch für solche Fälle hatte der Rat Vorkehrungen getroffen. Statt der Wassermühlen wurden Wind- und Roßmühlen in Betrieb genommen. Und der Bürger rieb sich die Hände. „Auf jeden Schelmen von den Polnischen setzen wir einen anderen!“

Und so war es in der That. Wo auch Stephan Bathory anpackte, überall trat ihm eine Tatkraft entgegen, die seine Pläne zu Schanden machte. Ließ er des Nachts Streistrupps bis dicht unter die Wälle der Stadt vordringen, um dies oder jenes Zerstörungswerk einzuleiten, so konnte er sicher sein, daß seine Leute auf Abwehr stießen. Wie aus dem Boden gewachsen, erhoben sich immer wieder feindliche Streiter, Bürger oder

Söldner, und allemal schlug die deutsche Faust nachdrücklicher zu als die polnische. Der Oberst von Winkelburg, der von seiner Verwundung genesene Matthis Zizwitz und Klaus Ungern wetteiferten miteinander, wer es dem anderen zuvor tun könnte. Und jeder von ihnen zog sich einen Stamm von Leuten heran, die des Teufels Großmutter aus der Hölle geholt hätten, wenn es verlangt worden wäre. Um den Winkelburger scharten sich vornehmlich solche Bürger, die in Treue zum Rat hielten. Der pommersche Junker stützte sich auf seine adlige Reiterfahne, und der von Ungern gewann seine besten Kräfte aus hergelaufenem Kriegsvolk, das in Abenteuern des Lebens Reize suchte. Viel Blut floß bei diesen Unternehmungen, denn es ging allemal im Nahkampf hart auf hart. Und wenn auch der Zustrom von Kriegsknechten nach Danzig immer noch groß war — die Bürger stöhnten bereits unter der Last der Einquartierung —, so wurde man sich doch im Kriegsrat darüber einig, daß in den kleinen Nachtschärmützen die Entscheidung nicht gesucht werden könne.

Mit Wärme trat Hans Kramer dafür ein, daß des Königs Stellung auf dem Bischofsberg niedergekämpft werden müßte. „Wenn auch seine groben Kugeln und Brandgeschosse die Stadt nicht zu erschüttern vermögen und schon gar nicht unsere Herzen, so möchte ich doch meinen Rat dahin abgeben, daß wir unsere schweren Stücke, insonderheit die Scharfmeßen Basiliskus und Ratter, so in Stellung bringen, daß sie den Feind vom Bischofsberg vertreiben.“

Nach Prüfung seiner Vorschläge stimmte man ihm zu. Und alsobald schritt Hans Kramer im Verein mit dem Büchsengießer Benning ans Werk. Und noch zwei andere halfen: Anton, der Altgesell, und Bernd Landewig.

Die Scharfmeßen waren zu Beginn der Belagerung, damals, als sich der Oberst von Weiher als besonders regsam erwies, nach Weichselmünde geschafft worden. Nun galt es, sie wieder zurückzuholen. Die Wasserverfrachtung übernahm Klaus Ohling. Es war ein heikles Ding, denn des Königs Scharen hatten des Nachts ein scharfes Auge auf den Flußweg. Und weichselaufwärts brauchte man lange wegen des Stroms. Selbst Hans Kramer verlor von seiner Ruhe. Wenn die Scharfmeßen in die Hände der Feinde fielen — nicht auszubedenken war es!

Drei Bürgerfahnen wurden bereitgestellt und auf Bewachungsposten längs dem Flußbett verteilt. Klaus Ohling trommelte an Schifferknechten zusammen, was ihm als tüchtig und brauchbar bekannt war. Auf günstigen Wind konnte man sich nicht verlassen. Die Prähme mit den Geschützen an Bord mußten während der Nachtstunden flußaufwärts geschleppt werden. Bis ins Kleinste waren alle Vorbereitungen überlegt und getroffen worden. Und eine Spannung ohnegleichen erfüllte die Beteiligten. In Weichselmünde verlief alles glatt. Stücke, Lafetten und Munition gelangten wohlbehalten an Bord. Über den Himmel glitten unruhige Wolken, schichtenweis verteilt, schwere schwarze in der Höhe und darunter fliegende weiße Schleier. Aus Nordwest ruckte ein strammer Wind, und das Wasser der Weichsel sprang und krönte sich mit Schaumgäuder.

„Ein Glück, das Wind und See schieben!“ Klaus Ohling kratzte sich am Kopf. „Aber ich hab's vorausgesagt. Seit drei Tagen konnt man es riechen, daß es Nordwest geben würde.“

Die Schleppknechte legten sich stramm ins Zeug. Für regelmäßige Ablösung war gesorgt. So verlief auch der größte Teil des Weges glatt und ohne Störung.

Nur noch eine knappe halbe Stunde war man von der Stadt entfernt, nahe der Einmündung der Mottau, als es am Weichselufer lebendig wurde. Gestalten tauchten auf, Feuerblitze grellten, Kugeln piffen. Die Schleppmannschaften warfen sich zu Boden, das Wasser spritzte unter einschlagenden Geschossen, des Zugs beraubt, gerieten die Prähme ins Treiben . . .

Einen Augenblick nur dauerte die Verwirrung. Schon war ein Haufe der Begleitmannschaft zur Stelle. Der Bäckermeister Riemann führte ihn. „Auf sie, auf sie!“ schrie er mit mächtiger Stimme. Seine Getreuen stapften hinter ihm her. Der Feind — es handelte sich um eine jener Streifen, die dauernd die Gegend unsicher machten — wandte sich zur Flucht. Aber er geriet vom Regen in die Traufe. Der Zitzwizer mit seinen Sunkern packte ihn von der Seite. Ein kurzes, heftiges Ringen . . . die Polnischen bedeckten den Boden.

Die Schleppmannschaften hatten sich längst wieder ins Zeug gelegt. Die Prähme kamen von neuem in Schuß. Der Himmel verhing sich jetzt schwarz. Wo eben noch Todesblitze gezuckt und Kampfgeschrei geklungen hatten, breitete sich wieder Ruhe

aus. Nur der Wind zerrte und zauste mit lautem Gestöhn an allem, was ihm entgegenstand. Sicher und gut geleitet kehrten Natter und Basiliskus nach Danzig zurück. —

Und es wurde für die befreundeten Meister, für Hans Kramer und Hermann Benning, eine Feierstunde, als sie die mächtigen Rohre, just gegenüber dem Bischofsberg, in gute Stellung gebracht hatten. „Jetzt sollen sie den Polnischen eine Weise aufspielen,“ sagte der Stadtbaumeister, „die ihnen den Abzug leicht macht.“

Hermann Benning prüfte alles noch einmal nach, ob auch die Lagerung gut sei, so daß sich beim Schuß kein Versager ergäbe. „Wohlan —“ er richtete sich aus gebückter Haltung auf — „von mir aus kann der Tanz beginnen.“

Bernd Landewig siebte vor Erregung. Nun war sein heißestes Begehren in Erfüllung gegangen, nun stand er neben der Natter und gehörte zu ihr. Sein Meister, Hans Kramer, hatte es sich ausbedungen, das Rohr selbst zu befehligen. Und er — Bernd Landewig — sollte die Richtvorrichtung bedienen.

Die Polnischen waren schon am Werk. Mit Kugeln und Brandäpfeln feuerten sie. Und in den Straßen Danzigs geschah bereits wieder allerhand Unheil.

Die Meister Benning und Kramer losten: „Wer hat den ersten Schuß?“ Dem Basiliskus fiel er zu.

Darauf begann der Büchsengießer sein Rohr zu richten. Anton, der Altgesell, ging ihm mit anderen zur Hand.

Langsam hob sich die Mündung. Es galt, einen weiten Schuß zu tun. Pulver und Kugeln waren geladen . . . „So — halt, so ist's recht . . . nun noch ein wenig nach links, damit wir den Wind ausgleichen, er weht noch immer hart . . .“

Das Rohr stand, gut gerichtet, klar zum Feuern. Mit der brennenden Lunte in der Hand trat Meister Benning hinzu. Die anderen waren zur Seite gesprungen. Er setzte die Lunte an . . . Feuerschein und Gekrach auf eins, die Lafette bockte, geradenwegs lief sie zurück . . .

Alles starrte der Kugel nach . . . Staub wirbelte auf, hinter den feindlichen Schanzen. Und vom Stockturm am Hohen Tor rief eine helle Stimme — Friedrich von Holsten war es, der dort als Beobachter saß: „Ein paar Klaster zu weit!“

Nun begab sich Meister Kramer ans Richten. Und er machte sich die Lage des ersten Schusses zu Nutze. „Nur gemacht, wir schießen um ein wenig kürzer . . .“

Bernd Landewig hing an ihm mit den Augen. Jede Bewegung verfolgte er, um das Richtzeug gut zu bedienen.

Und als dann der Schuß gefallen war . . . „Mitten im Ziel!“ frohlockte Friedrich von Holten. Da schüttelten sich die von der Natter die Hand.

Schuß auf Schuß wurde nun vorbereitet und abgefeuert. Immer wieder wurde mit Hilfe der Ladeschaukeln grobkörniges Pulver in das Rohr getan. Davor kam die Kugel. Und Basiliskus und Natter wetteiferten miteinander, wer rascher wieder zu frischem Schuß fertig wäre. Und es bereitete allen, die dabei standen und zuschauten, Genugthuung, daß die Rohre sich gleich blieben: auf zwölf Ladungen brachten sie es in der Stunde!

Das Feuer auf dem Bischofsberg ließ merklich nach. Und der Jubel unter den Danzigern ward groß, als Friedrich von Holten melden konnte, daß offenbar zwei der polnischen Schlangen außer Gefecht gesetzt seien. Trotzdem gab der Feind nicht nach. Immer wieder kam es von drüben angefaucht, schwere, mächtige Lasten, die über die Befestigungen am Hohen Thor hinpolterten und manchen Schaden anrichteten. Auch unter den Gassern: von herumfliegenden Mauertrümmern waren zwei Männer schwer und ein halbes Duzend leichter verletzt worden.

Gerade kam ein Karren mit frischer Munition an, als eine schwere Eisenkugel auf die Natter herabjauste. Das Schießgestell knickte zusammen, Bernd Landewig wurde zur Seite geschleudert, die Kugel sprang ab und traf mit kaum verminderter Wucht den Stadtbaumeister vor die Brust.

Lautlos sank er hintüber. Die Kugel segte prellend davon und riß noch zwei Mann zu Boden.

Einen Augenblick herrschte betroffene Stille. Dann eilten die Bedienungsmannschaften herbei, um die Gestürzten aufzuheben.

Bernd war ohne Schaden davongekommen, doch Hans Kramer lag ohne Bewußtsein. Und jetzt — jetzt öffneten sich seine Lippen, dünnes Blutgerinsel sickerte hervor. Sein Antlitz ward geisterhaft blaß. Kraftlos hingen die Glieder.

Auch der Basiliskus hatte sein Feuern unterbrochen. Meister Benning trat zum Freunde. „Schafft ihn nach Haus,“ mahnte er, „er scheint schwer blessiert. Einer laufe zum Stadtphysikus!“

Sorgsam packten sie den Leblosen auf einen Karren. Die anderen Verletzten waren mit Hautabschürfungen davongekommen.

Einen Augenblick zögerte Bernd Landewig. Sollte er seinen Meister nach Haus begleiten? Doch als er sah, daß Hermann Benning sich dem Basiliskus von neuem zuwandte, da humpelte auch er zur Natter zurück. Und keiner von den Leuten, obwohl sie sämtlich älter waren, fand etwas dabei, als er an des Stadtbaumeisters Stelle trat, um als Stückmeister zu wirken.

* * *

Hans Kramer lag in seinem Sterbezimmer. Der Stadtphysikus, Dr. Wenzel Welmnitz, ließ keine Hoffnung mehr. „Es geht zu Ende,“ sagte er im Flüsterton, „ärztlicher Kunst ist hier ein Ziel gesetzt.“

Der Meister hatte sein Bewußtsein noch nicht wiedererlangt. Er röchelte nur dumpf, bewegte krampfhaft die Hände über der Bettdecke und verlor hin und wieder Blut aus dem Munde.

Es waren im Zimmer nur wenige anwesend. Als Zugewandter hatte Meister Kramer keine Verwandte am Ort. Er selbst war Witwer. So hatten sich nur seine nächsten Freunde, Hermann Benning, Hans Hasentöter und der Bäcker Riemann eingefunden. Am Fußende des Bettes kauerte Bernd Landewig. So tapfer und unverzagt er mit der Natter wider die Polnischen gekämpft hatte, jetzt verlor er die Fassung und vermochte in seinem Weh den Lauf der Tränen nicht aufzuhalten.

Die drei Freunde standen bekümmerten Blicks. „Es ist gar keine Hoffnung mehr?“ Der Büchsengeißer rang es sich ab.

Doktor Welmnitz schüttelte den Kopf. „Ihr müßt von ihm Abschied nehmen. Ob er überhaupt noch zu sich kommt —“

Behutsam tat sich die Thür auf. Matthis Bizwitz steckte den Kopf herein: „Ist's erlaubt?“

Die anderen nickten, der Junker trat näher. Sein erfahrener Blick lehrte ihn, wie es stand. „Und ich bringe solch gute Nachricht,“ sagte er, „Kunde, die auch Herrn Kramer —“

Der Wunde regte sich. Mühsam öffnete er die Augen. Den Männern kam es wie ein Wunder vor, jetzt in dem Augenblick, wo der von Zizwitz gekommen war . . .

„Wie steht's um unsre gute Stadt?“ War es Hans Kramer oder sein Geist, der geflüstert hatte?

Der Junker von Zizwitz trat ans Bett. „Viktoria können wir rufen!“ versicherte er. „Stephan Bathory zieht ab, die Polnischen haben genug!“

Durch die Männer fuhr eine mächtige Bewegung. Hans Kramer starrte den Junker an: „Ist das wahr, was Ihr da —“

„Gewißlich ist es wahr! Der Bischofsberg ist schon geräumt. Mit allen Stücken macht der Feind sich dünne. Und es ist nicht zum mindesten Euer Werk, Meister Hans, Euer Beißen mit Basiliskus und Natter, wenn die Stadt jetzt Ruhe bekommt.“

Da faltete der Baumeister die Hände. Ein glückseliges Lächeln, so wie man es lange nicht mehr an dem ernststen, von Schaffensdrang ausgefüllten Manne gesehen hatte, glitt über die eingefallenen Züge, und er sprach als sein letztes Wort im irdischen Leben: „Herr Gott im Himmel, ich danke dir, daß du mich solche Kunde noch hast vernehmen lassen. Nun wird mir — das Ende — — nicht schwer — — — fallen.“

Er neigte den Kopf zur Seite und schloß die Augen.

Eine Weile ging der Atem noch. Als die Schatten der Nacht sanken, war es aus mit einem reichen Leben.

Bernd Landewig hielt die Totenwacht.

Ernste Stunden.

„Dein Bruder ist nicht zu Haus?“ Der Altgesell Anton war betroffen. „Und wann er heimkehrt, weißt Du auch nicht?“

Trude Landewig wandte sich unwillig ab. „Nein, ich weiß es nicht. Das sagte ich doch schon!“

Der Altgesell sah mit großen Augen hinter ihr her. So trotziger und ablehnender sie sich verhielt, desto mehr bangte er sich nach ihr. „Kannst Du mir wenigstens verraten, wohin er gegangen ist?“

„Der Bernd — je nun, er ist vorm Thor, in unserem Garten, frisches Gemüse will er besorgen —“

„Obwohl der Feind zurückgekehrt ist und in der ganzen Gegend schwärmt?“

„Warum nicht?“ Trude empfand etwas wie Stolz auf ihren Bruder. „Der Bernd ist kein Hasenfuß!“

„Ich auch nicht!“ trumpfte der Altgesell auf. Und er machte sich auf den Weg.

„Wohin gehst Du?“

„In euren Garten, ich muß Deinen Bruder sprechen.“

Da war sie es, die hinter ihm herschaute und ihr Blick war weniger unfreundlich als sonst. —

Mit der Nachricht, die Matthis Zizwitz dem sterbenden Hans Kramer überbracht hatte, hatte es schon seine Richtigkeit gehabt. Stephan Bathory war in der That mit allem Kriegsvolk abgezogen, nachdem er seine Stellung auf dem Bischofsberg erschüttert sah. Mit Pulver und Eisen war die Stadt nicht zu bezwingen. Das sagte sich der König, das sagten ihm auch seine Ratgeber. „Es gibt nur ein Mittel, Danzig klein zu kriegen“, erklärten sie. „Wir müssen die Zufuhr über See absperrern. Weichselmünde gehört in unsere Hand!“

Stephan Bathory hatte zugestimmt, und nachdem er sein Heer auf siebzehntausend Mann verstärkt hatte, rückte er ein zweitesmal heran. Rücksichtsloser denn je umschwärmten die Polnischen die Stadt. Ein Dorf nach dem anderen ging in Flammen auf, und die Not wuchs riesengroß. Worauf der Feind abzielte, noch war es nicht zu erkennen. Aber mancher von den Bürgern ließ sich insgeheim von Sorge anfüllen, schielte zum Rat, ob er auch stark und zuversichtlich bliebe und lauschte zugleich den Worten von Göbels Freunden, die immer unverholener für den Anschluß an Dänemark Stimmung machten.

Wie die Dinge lagen, war es also schon ein Wagnis, allein vors Tor zu gehen. Unversehens knallten die Hakenbüchsen, und mancher Bürger hatte bereits sein Leben lassen müssen oder war in Feindes Hand gefallen, wenn er in seinem Garten nach dem Rechten sehen wollte. Aber es mußte sein, denn allgemach wurden die Lebensmittel knapp.

Die Dämmerung sank, als der Altgesell sich vorschlief. Und er hatte Glück — Bernd Landewig kam ihm auf halbem Wege mit gefülltem Korb entgegen.

„Anton, was soll's. Du hier vorm Tor?“

„Ich muß Dich sprechen. Und weil Deine Schwester meinte, ich sei ein Hasensfuß —“

„Hat sie das gesagt?“

„Nicht gerade mit Worten, aber zu verstehen gegeben hat sie's mir.“

„Und was hast Du für mich?“

„Laß uns erst hinter den Wällen sein!“ Sie schritten stumm nebeneinander her. Eine ganze Weile lang. Bis Bernd das Schweigen brach. „Ich kann es noch immer nicht verwinden, daß mein Meister nicht mehr unter uns ist.“

„Er ist selig gestorben, im besten Glauben an den Erfolg!“

„Das ist's, was mir tröstlich erscheint.“

„Hätte er als Krüppel fortleben sollen?“

Bernd zuckte zusammen: „Mancher muß sein Kreuz tragen.“ Er blickte auf seinen lahmen Fuß. Da tat dem Altgesellen die ungeschickte Frage leid und er drückte dem anderen die freie Hand.

Als sie daheim angelangt waren und Bernd den Korb mit Gemüse der Schwester übergeben hatte, setzten sich die beiden

vors Haus. Sie hatten die Bank abgerückt, so daß kein Lauscher stören konnte.

„Nun, Anton, fang an. Was bedrückt Dir's Herz?“

Der Altgesell nickte vor sich hin. „Es ist ein übel Ding, von dem ich Dir erzählen will. Was hab ich in den letzten Wochen getan, wenn ich freie Zeit hatte? Hinter dem Schandkerl, dem Pankert, bin ich hergelaufen oder auch hergeschlichen. Und das Alles —“

„Um Trudens willen?“

Anton nickte noch heftiger als zuvor. „Deine Schwester hat mir den Kopf verdreht, und manchmal fürchte ich fast, es geht so nicht mehr weiter mit mir.“

„Und warum bist Du dem Pankert nachgeschlichen? Hast ihn erschlagen wollen und nicht den Mut gefunden?“

„Nicht doch!“ Der Altgesell wehrte sich heftig. „Mit solcherlei Niedrigkeiten gibt sich ein künftiger Meister nicht ab! Ganz etwas anderes hab ich erreichen wollen. Entlarven möcht ich diesen Zierbengel, den Pankert, um Deiner Schwester sagen zu können: Sieh, so sieht Dein Herztrauter aus!“

„Bist Du auf eine Fährte gestoßen? Du weißt, wie ich selbst darauf brenne, daß die Trude sich frei macht von dem Fant!“ Bernds Anteilnahme wuchs.

Der Altgesell richtete sich auf. „Noch weiß ich nichts Bestimmtes. Aber eine Fährte — ja, eine Fährte habe ich schon.“

„Du verrätst sie mir?“

„Wenn Du reinen Mund hältst?“

Bernd sicherte es zu. Da begann Anton zu berichten: „Es ist schon vielen aufgefallen, daß der Pankert mit Talern um sich wirft, vor allem, wenn er einen über den Durst getrunken hat. Und manch einer hat sich auch schon gefragt: Wo hat der Kerl das Geld her? Es ist richtig, die Söldner werden gut entlohnt, aber so viel Taler, wie der Pankert verklappert, hat selbst ein Fähnrich nicht. Also ich nehme mir das ad notam, und weiß es auch so einzurichten, daß ich in einer Schenke in der Sopengasse just einen solchen Taler vom Wirt bekomme, den der Pankert ausgegeben hat. ‚Es ist schlechtes Geld‘, sagt der Wirt. ‚Aber alles Notgeld taugt nichts!‘ Ich nehme also den Taler mit, und weil ich mich als Büchsengeher wohl darauf verstehe, so untersuch ich das Stück. Außen

war es wie alle Notmünzen anzuschauen, die die Stadt seit der Belagerung prägen läßt. Auf der einen Seite trug es das Heilandbild mit der Umschrift *Defende nos, Christe Salvator*, und auf der anderen das Stadtwappen. Und auch im Gewicht schien es vollwertig zu sein. Wie ich aber das Innere beschaue, so wie die Fleischer einen geöffnieten Rinderleib, da entdecke ich, daß über bleiernem Kern nur eine dünne Lage Silber ruht. Und solches Geld, Bernd Landewig, geht Tag für Tag durch Pankerts Hände!"

Den Lehrbuben hatte die Erregung gepackt. „Das ist gewißlich wahr?"

„So sicher, wie ich neben Dir sitze!"

Da schluchzte Bernd Landewig auf. Ein ungeheurer Schmerz sprengte jede Hemmung in ihm. „Und Trude, meine Schwester Trude, auch sie hat solches Geld! Der Lump hat es ihr geschenkt!"

Die beiden hockten noch lange beisammen. Längst war es dunkle Nacht. Und als sie schieden, da waren sie trotz ihrem Kummer guter Hoffnung. Nun mußte es gelingen, die Trude von der Pankertschen Pest zu befreien.

* * *

Bevor Stephan Bathory sich seinem neu gesteckten Ziele zuwandte, Weichselmünde mit Aufgebot aller Kräfte in die Hand zu bekommen, versuchte er es auf Anraten seiner Vertrauten noch einmal mit der List der Überredungskunst. Selbst der sonst immer zu kriegerischen Taten bereite Kronmarschall Zborowski hatte ihm dazu geraten. „Daß die Danziger unverzagt sind," hatte er gesagt, „und sich manches Quentlein Blut abzapfen lassen, ohne nachzugeben, davon, Herr, habt Ihr genug Proben erhalten. Vielleicht, daß sie jetzt auf Eure Vorschläge eingehen, so Ihr sie Ihnen nur recht schmackhaft präsentiert."

Den König hatte der Mißerfolg der Belagerung verstimmt. „Ich soll den Pfefferfäcken nachgehen?"

„Nur zum Schein! Ob Ihr alle Eure Versprechungen haltet — jedes Ding kann man zumindest von zwei Seiten betrachten. Und die Auslegung von Verträgen — Ihr habt genug gelehrte Herren, die aus jedem Vertrag dasjenige Wams

zurechtschneiden, das Euch am Besten auf den Leib paßt. Es kommt nur darauf an, daß man die Pfeffersäcke überfüllt und ihnen Sand in die Augen streut."

Anfänglich hatte der König abgelehnt. Als aber alle seine Ratgeber im gleichen Sinne in ihn drangen, da gab er nach. Unter Führung des Culmer Wojwoden Johann von Dzialynski ritt eine polnische Gesandtschaft in Danzig ein, während von der Stadt in gleicher Stärke Geißeln ins polnische Lager gestellt wurden. Vor versammeltem Volk erklärte Dzialynski, daß der König Stephan alle Schuld an der grausamen Fehde den regierenden Herren zuschriebe, die ihre Ämter mißbrauchten, um sich an städtischem Gut zu bereichern, und die lieber die ganze Stadt dem Untergange überantworteten, als für ihre Verbrechen Strafe zu erleiden. Sie allein wären es, die aus Eigennuß alle Bemühungen zur Verständigung vereitelten. Zum Übersuß ließ der polnische Herr, das was er soeben verlesen hatte, noch in Abschriften unter die Menge flattern. Aus dem Rathausfenster warf sein Trompeter Zettel unter das Volk.

Die Danziger Bürgerschaft hatte gelassen zugehört. Im Laufe der langen Kriegsmonate war mancher ernster geworden. An viele hatte sich die Sorge herangemacht. Und daß Schmaltzans Küchenmeister war, galt schon nicht mehr als selten. Trotzdem — des Wojwoden Dzialynski verlockende, aber verlogene Worte verhallten, ohne den mindesten Eindruck zu machen.

"Entwältigt euren Rat, verjagt die regierenden Herren aus der Stadt," so fuhr der fremde Gesandte mit aller Macht seiner weichen, und doch kraftvollen Stimme fort, "und mein edler Fürst sichert euch volle Versöhnung zu. Nicht gegen Danzigs Bürgerschaft, die er liebt, nein, nur gegen ihre falschen Führer und Verführer wendet er sich. Sind sie erst ihres Amtes entsetzt, dann soll alles wieder sein, wie es war. An keinem eurer Vorrechte wird der König rühren. Im Gegentheil, euch neue zuzubilligen, wird sein ernstes Bestreben sein!"

Der edle Pole hätte noch am nächsten Tage geredet, hätte man ihn gewähren lassen. Und da dies viele von den Bürgern einsahen, so machten sie sich stillschweigend auf und davon. Es hätte des Widerspruchs von Seiten der Bürgermeister und des Obersten Winkelburg nicht bedurft, Danzigs Bürgerschaft blieb einig in der Ablehnung. Wenn auch zwischen den Ordnungen

nicht alles stimmte, gegen die Polnischen hielt man sein brüderlich zusammen.

Unverrichteter Sache verließ daher die Gesandtschaft die Stadt. Der Herr von Dzialynski wahrte sein glattes Gesicht, so lange er in ihren Mauern weilte. Aber in seinem Innern keimte die Saat des Hasses, weil seine Beredsamkeit, auf die er sich viel zugute tat, nicht gewirkt hatte. Und als er dem Könige Bericht erstattete, da gab Stephan Bathory den Befehl, keine Schonung mehr walten zu lassen. Mit der Masse seines mächtigen Heeres nistete er sich in der Höhe von Weichselmünde ein. Und was er nur an Geschützen hatte, ließ er auf die Schanzen hämmern. Und der gewaltigen Kanonade erlag ein Teil der Befestigungen. Das wurden ernste Stunden. Denn wenn Weichselmünde fiel — das spürten alle —, war Danzigs Schicksal besiegelt.

Der Oberst von Winkelburg übersah die Lage. Klipp und klar ergingen seine Anordnungen. Und wenn er auch bisweilen als allzu vorsichtig und zurückhaltend gegolten hatte, so gewannen jetzt wieder die meisten volles Vertrauen zu ihm.

Kaspar Göbel hatte mit Sorge wahrgenommen, daß die Stimmung der Gewerke umzuschlagen begann. Als Stephan Bathory abgezogen war, da hatte sich alles hinter den Münzmeister gestellt, um die lang erstrebte Theilnahme an den Administrationen der Stadt endlich durchzusetzen. Und auch für Dänemark hatte man gut gesprochen. Nun schien das alles wieder vorüber. Keiner schalt mehr auf den Rat, und der Name des Obersten von Winkelburg war in vieler Munde. „Er wird's machen, er wird's machen,“ so hörte man immer wieder.

Göbel hatte Merten Holland bei sich. „Ihr seid heute Nacht bei dem Ausfall beteiligt, den der Oberst vorhat?“

„Will's meinen!“

„Das wundert mich.“

„Wieso — wenn's beliebt?“

„Weil mir zu Ohren gekommen ist — Ihr wißt, in meinem Hause laufen vielen Fäden zusammen —, daß der Herr von Winkelburg schlecht über Euch geredet hat!“

Merten Holland schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, so daß das Glas aus dem er trank, hochsprang und den

Tisch benetzte. „Was fällt dem alten Tranpott ein! Über mich schlecht geredet?“

„Er hat es Euch nicht verziehen, daß Ihr unbotmäßig gewesen seid.“

„Damals bei dem grandiosen Ausfall?“

„Denkt Ihr noch daran, wie er Euch angefahren und runtergemacht hat?“

„Erinnert mich nicht daran, ich kriege sonst eine Wut —!“

„Laßt sie nur kommen, Wut ist gut, Wut kann ich gebrauchen!“ Göbel goß dem Fähnrich ein und sagte: „Merten, Ihr wißt genau so gut wie ich, daß man nicht alles im Leben auf geraden Bahnen erreichen kann. Der Oberst von Winkelburg ist eine Gefahr für uns. Siegt er heut Nacht, dann ist's sein Triumph. Und wir anderen — Ihr und ich und auch der von Ungern — wir haben's Nachsehen.“

Merten Holland leerte sein Glas. Zum wievielten Male? Er wußte es selber nicht. „Was soll man aber dagegen machen? Höchstens, daß der von Ungern vorher die Gewalt an sich risse —“

„Das geht nicht an! Es müßte sich von selbst ergeben, so zum Beispiel, wenn der Winkelburger während des Kampfes fiel . . .“

Der Fähnrich ließ seine Sporenräder über den Fußboden schnurren. „Was Frau Fortuna vorhat, darauf gewinnt der Mensch keinen Einfluß.“

„Das kommt darauf an. Ich könnte mir denken, in diesem Falle . . .“ Kaspar Göbels Augen ruhten mit flackerndem Glanz auf seinem Vertrauten.

Merten Holland hatte zu Boden geblickt. Als er jetzt unter dem Zwang des Anstarens aufsaß, packte ihn die Erregung. Er wußte selber nicht warum? Sprang auf die Beine und rief: „Herr Göbel, zum Teufel, was plant Ihr?“

Der Münzmeister ließ den Gast nicht aus seiner Gewalt. „Mäßigt Euch“, riet er. „Wenn mein Diener, der Packusch, auch halb taub ist, dafür haben Wände Ohren, sagt man. Und was ich Euch jetzt mitzuteilen habe, darf niemand außer Euch vernehmen.“

Er rückte dem angetrunkenen Fähnrich dicht auf den Leib und raunte ihm zu: „Auch Ihr seht darüber klar, daß uns wider der Bürgermeister und Ratmannen Bettelei um polnische Gunst nur der Dänenkönig helfen kann. Wer ist in Danzigs Mauern

der Führer gewesen, für den die Herzen sämtlicher Lanzknechte am ehrlichsten geschlagen haben? Der Oberst von Winkelburg oder Klaus von Ungern? Nun, einer von beiden ist zuviel! Und wenn Klaus Ungern sich frei regen wollte, so ist ihm der Winkelburger noch allemal in die Arme gefallen. Da der Oberst aber freiwillig nicht zurücktreten wird, denn er ist eitel und ruhmstüchtig, und da er ferner durch dick und dünn mit den Ratmannen geht, so bleibt nichts anderes übrig, als ihn beiseite zu schaffen. Es sei denn, daß man insgeheim die polnische und nicht die dänische Herrschaft herbeisehnte . . .“

Merten Holland hatte eifrig zugehört. Nun hob er den Kopf. „Und wie denkt Ihr Euch das Beiseiteschaffen? Etwa mit Gift?“

Raspar Göbel tat betroffen. Oder war er es? „Beiseite nein! Wie kommt Ihr auf Gift? An ganz etwas anderes dachte ich. Oftmals geht des Nachts unbeabsichtigt eine Hakenbüchse los. Könnte nicht solch ein Schuß —“

„Den Winkelburger treffen?“

Der Münzmeister nickte. „So hatte ich es mir um der guten Sache willen zurechtgelegt.“

Der Fähnrich sann ein paar Augenblicke nach. Es fiel ihm schwer, seine Gedanken beisammen zu halten. „Der Oberst von Winkelburg hat mich in meiner Ehre schwer gekränkt“, grollte er. „Wie einen dummen, unreifen Jungen hat er mich behandelt. Wo ich doch — zum Teufel, bin ich weniger als er?“

Raspar Göbel griff nach des anderen Hand. „Ihr führt eine Klinge — eine schärfere sah ich nie!“

Merten Holland spuckte aus. „Und doch — Schweinskram! Sagt, was opfert Ihr — um der guten Sache willen?“

Göbel verstand. „Es soll Euer Schade nicht sein. Geht alles gut aus — hinterher . . .“

Der Fähnrich lachte auf: „Die Rechnung stimmt nicht! Im voraus bezahlt man solche Dinge. Im Fall, daß ich flüchtig werden muß . . .“

Da erhob sich der Münzmeister und holte aus dem Geheimfach seines Arbeitstisches einen Beutel mit Talern hervor.

„Sind sie auch von echtem Schrot und Korn?“ Merten Holland blinzelte den anderen an.

Raspar Göbel nickte heftig. „Warum zweifelt Ihr?“

„Nun, weil allerhand Gerede in der Stadt umgeht, und weil niemand den Notmünzen recht traut.“

„Diese hier sind gut und echt“, log Göbel. „Und fürs Erste sei es auch nur eine Anzahlung!“

* * *

Über den nächtlichen Himmel krochen schwere, schwarze Wolken. Ab und an schob sie ein Windstoß eiliger voran. Und wenn er sie packte, geißelte Regen herab, harte, lärmende Tropfen.

Es war dunkel, kaum daß man seinen Vordermann sah. Aber aus Danzigs Thoren quoll Fahne nach Fahne hervor, drei von den Söldnern, drei von den Bürgern, und mitten unter ihnen ritt der Oberst von Winkelburg.

Aus Weichselmünde waren neue Nachrichten eingetroffen. Immer zäher drängte der Pole. Das Blockhaus war bis auf den Grund zerstört, und in das Festungswerk, das man Kranz nannte, war bereits an mehreren Stellen Bresche gelegt. Außerdem war es dem Obersten von Weiher geglückt, unterhalb von Weichselmünde eine Brückenverbindung herzustellen. Saß der Pole aber erst auf beiden Ufern fest, dann war es doppelt schwer, wenn nicht gar unmöglich, mit der freien See Verbindung aufrecht zu erhalten. Demgemäß kam alles darauf an, Weichselmünde vorm Fall zu bewahren und den Feind zurückzuwerfen.

In der von Regen und Wind durchwühlten Finsternis ward es ein beschwerlicher Marsch. Und manch schlichtem Bürgersmann begann das Herz ein wenig bänglich zu schlagen. Der Oberst von Winkelburg hatte auf ausholende Sicherungen verzichtet. „Unbemerkt müssen wir herankommen“, hatte er erklärt. „Die Überraschung sei unser Bundesgenosß.“

Und so wurde es auch. Wenn auch die Polnischen unter des Königs Augen auf der Hut waren, die Ungunst der Nacht machte sie blind. Erst als Waffengeklirr hörbar war, erscholl der Alarmruf.

Ungestüm drängten die Danziger vor. Im polnischen Lager flammten Holzscheite auf. Durch das Schwarzdunkel der Nacht glühten sie wie Ungeümaugen. Stimmen schrieten, Befehle wurden laut, Rufe der Erregung . . .

Jetzt poltern die ersten Hakenbüchsen, mit grellen Blitzen züngeln sie. Eine Salve von drüben prallt entgegen. Mancher

fällt, stöhnt und klagt. Über die Leiber der Gestürzten hinweg branden die Angriffswellen der Städter.

Es wird ein gewalttätiges, machtvolles Ringen. Haß und die Gier zum Ende zu kommen, verdoppeln die Kräfte, steigern den Mut und lassen keine Schonung walten. Mit Speiß, Schwert und Dolsch dringt man im Nahkampfe aufeinander ein. Und immer wieder finden Kugeln, aus Haken- und Faustbüchsen verschossen, ihr Opfer.

Allen voran schlägt der Zizwizer um sich. Es ist, als sei er diesmal fest vor Schuß, Hieb und Stich. Keiner von den Polnischen hält ihm Stand. Er und seine Reiterfahne graben sich wie ein Keil tief in des Feindes Massen hinein.

Aber auch noch an anderer Stelle wird der Widerstand gebrochen, dort, wo die Fleischer und Schmiede ihre rüstigen Arme schwingen. Ein reiches Blutopfer wird hier gefeiert, hell klingt der Waffen Gehämmer. Und wenn sich auch die polnischen Ritter schwer gewappnet entgegenwerfen, das Schicksal ist nicht mehr zu wenden.

Der Feind gibt seine Stellung preis. Er hat vertan und verloren. Seine Reihen kommen ins Gleiten. Der Geist der Allgemeinfurcht fährt unter sie. Doch es gibt noch beherzte Männer. Sie reißen die Holzschette auseinander. Regen prasselt in die kohlige Blut. Es wird wieder dunkel.

Über den Himmel schleppt es schwarz. Feind und Freund sind nicht mehr zu erkennen. Da läßt der Zizwizer aus eigenem Antrieb Halt blasen für das Ganze! —

Und es war gut, daß er es tat. Denn vom Obersten Winkelburg war kein Befehl mehr gekommen. Seit langem schon nicht. Sein letztes Wort war gewesen: „Vorwärts mit Gott, zu Danzigs Wohl!“ Dann war in seiner Nähe ein Schuß gefallen, eine Hakenbüchse hatte sich gelöst. Es war ein grausames Versehen gewesen, ein Unglück sondergleichen. Nur die nächste Umgebung hatte es wahrgenommen, daß der Oberst, in die Seite getroffen, vom Sattel gesunken war. Und sein Todesröcheln war im Kampfgeschrei untergegangen.

Nun holte man Fackeln hervor und beleuchtete die Stätte des Unheils.

Der Feldmedikus erhob sich. „Es ist nichts mehr zu hoffen“, erklärte er mit tieftrauriger Miene.

Alles Nachforschen blieb vergeblich. „Aus wessen Büchse ist der Unglückschuß gefallen?“ Niemand meldete sich, niemand vermochte eine Angabe zu machen. So daß selbst der Zizwiger sagte: „Den armen Kerl, den das Mißgeschick getroffen hat, wird der Tod hinwegerafft haben.“ Und diese Erklärung befriedigt alle. Anders konnte der Fall nicht liegen.

Es waren ihrer viele gefallen. Erst als Morgenlicht dämmerte, ließ es sich übersehen. Mehr als achthundert Polnische waren zur letzten Ruhe zu bestatten. Und die Danziger standen um nur dreihundert Tote zurück.

Da auch der Hauptmann Klaus von Ungern nicht zur Stelle war — ihn hatte, als die Fähnlein ausrückten, ein hitziges, jäh ausbrechendes Fieber aufs Siechbett geworfen —, so übernahm der Zizwiger die Oberleitung. „Wir müssen uns während der Grabarbeit gen Norden sichern“, bestimmte er. „Noch ist der Feind nicht völlig geworfen. Und Stephan Bathory ist zäh. Eine Fahne mag den Obersten von Winkelburg im Trauergeleit nach Danzig bringen. Eine andere rückt zur Sicherung vor. Wer übernimmt das Geleit, wer sichert?“

Da sprang der Fähnrich Merten Holland vor und bat sich die Sicherung aus. —

Des Obersten von Winkelburg verblichener Leib ward in der Reinoldskapelle zu Sankt Marien in aller Feierlichkeit aufgebahrt. Und trotz dem großen Siege lag über der Stadt tiefe Trauer. Und so einer über den Obersten nur ein schlechtes Wörtlein reden wollte, befann er sich bald eines anderen. Denn es gab nur wenige, die solchen Tadel mit anhören mochten.

Am dritten Tage ward der Gefallene in aller Feierlichkeit beigelegt. Vorm Sankt Annenaltar bestattete man ihn. Und über der Stätte blieb von Stund ab eine schwarze Trauerfahne hängen.

Danzig bleibt deutsch!

Dem Hauptmann Klaus von Ungern sollte sein Siechbett zum Sterbelager werden. Der Stadtphysikus war um ihn bemüht, aber das Fieber ließ sich nicht dämpfen. In den Abendstunden redete der Hauptmann schon irre. Und sie hatten bisweilen Mühe, ihn ans Bett zu fesseln. Aufspringen wollte er, wie ein Tobsüchtiger benahm er sich. Und sein schrilles Geschrei tönte bis weit über die Straße hin.

„Was ist's für eine Krankheit?“

Doktor Welmnitz bewegte den Kopf hin und her. „Das ist schwer zu sagen, sehr schwer sogar! Ohne Frage hat es der Herr von Ungern am Herzen. Drückende Beklemmungen suchen ihn heim. Und wenn er aufspringt, so sind es Angsterscheinungen, das Herz möchte aussetzen. Dazu kommt das hohe Fieber.“

„Woher stammt das Leiden?“ Der Ratmann Lukas Blumenstein war es, der in den Stadtphysikus drang.

Doktor Welmnitz zuckte die Achseln. „Der Hauptmann hat ein bewegtes Leben hinter sich. Vielleicht, daß er zuviel vom süßen Wein getrunken hat. Doch könnte es auch eine ganz andere Ursache haben —“

„Welche?“ Lukas Blumenstein war so erregt und dringlich, wie man ihn selten sah.

„Es ist nur eine Vermutung,“ der Gelehrte strich sich den Bart, „und im vorliegenden Falle vermag ich Bestimmtes als Beweis nicht beizubringen. Aber es könnte sich auch — um eine Vergiftung handeln!“

Der Ratmann prallte zurück, so daß sein Sohn ihn stützen mußte. „Was sagt Ihr — eine Vergiftung?“

Doktor Welmnitz nickte, und nun klang sehr gemessen und belehrend, was er ausführte: „Man hört und liest jetzt viel

davon, daß verkommene Menschen sich damit befassen, den Kröten ihr Gift zu entziehen, um es für schlechte Zwecke auszunutzen. Wie machen sie es? Nun, sehr einfach! Sie fangen solch ein Tier und nähren es in ein Säckchen ein, in dem sich ein wenig Salz befindet. Alsdann rühren sie an dem Säckchen, so daß sich das Krötentier unruhig hin und her bewegt und von seinem Saft absondert. Der Saft verbindet sich mit dem Salz, und dieses ist dann Träger eines Giftes, dem kein Mensch zu widerstehen vermag."

"Und Ihr glaubt — der Herr von Ungern habe von solchem Krötensalz zu essen bekommen?"

Der Stadtphysikus schlug seine stets im Bewegung befindlichen Hände ineinander. „Mit Bestimmtheit kann ich es nicht behaupten. Doch mancherlei Erscheinungen, so die Krämpfe am Herzen, weisen darauf hin. Im übrigen könnte der Herr von Ungern — immer vorausgesetzt, daß er überhaupt Krötengift zu sich genommen hat — auch eine Dosis verzehrt haben, die nur langsam gewirkt hat, so daß der Genuß schon Wochen zurückliegt. Es heißt, die Giftmischer verstünden sich darauf, ganz bestimmte Perioden innezuhalten. Für solche Zwecke lassen sie die Kröten einen halben Monat oder gar noch länger in dem Salze sitzen, und wir medici haben dann überhaupt keine Anhaltspunkte mehr. Item, Ihr Herren, es gibt keinen schwereren und undankbareren Beruf als den meinigen. Wem lebt man zu Gefallen? Letzten Endes nur den Gesunden, denn den Kranken macht man es — sagt selbst — nur ganz selten recht."

Der eifrige Mann schüttelte Herrn Blumenstein die Rechte: „Entschuldigt mich jetzt aber, ich muß gehen, muß nach den Blessierten von den letzten Kämpfen schauen. Heute abend, zu guter Stunde, spreche ich bei unserem Kranken wieder vor."

Der kurze schwarze Mantel flatterte, als der Gelehrte eilig von hinnen strebte. Doch in der Thür wandte er sich noch einmal um. „Festina lente“, sagte er. „Von meinem Giftverdacht bitte noch nichts verlauten zu lassen!“

Lukas Blumenstein nickte ihm zu, worauf der Physikus sich endgültig entfernte.

Der Vater suchte den Blick seines Sohnes. „Was sagst Du dazu, Jakob? Könntest Du es für möglich halten? Gift

bei dem bewährten, allgemein geachteten Manne . . . und wer sollte der Verbrecher sein?“

Jakob Blumenstein wandte sich halbwegs ab. „Vater, mir ist schon seit langem nicht mehr wohl in meiner Haut. Seitdem Du Dich mit dem Herrn Göbel eingelassen hast —“

„Willst Du etwa behaupten, er sei von schlechtem Einfluß?“

„Ja, Vater, das behaupte ich! Wer sich den Erminio Pankert zum Vertrauten nimmt, diesen welschen Ohrwurm und Gauner, den Du aus Deinem Hause verjagt hast, der ist bei mir anrücklich wie ein stinkiger Käse.“

„Erminio Pankert?“ Der Ratmann lachte geringschätzig. „Der ist doch nicht Herrn Göbels Vertrauter!“

„Doch, Vater, er ist's! Täglich geht er bei ihm aus und ein —“

„Weil er ihm hilft bei der Münzpresse! Und daß der Erminio eine geschickte Hand besitzt, hast Du früher selbst anerkannt.“

„Trotzdem bleibt er ein Lump und Gauner! Und wenn Herr Welmnitz soeben von Gift gesprochen hat, so muß ich Dir etwas anderes versetzen, was auch nicht angenehm im Ohr klingt. In der Stadt laufen schlechte Notmünzen um, zum Verwechseln sind sie den echten ähnlich. Und es heißt, daß Herrn Göbels neue Presse — den Trugmünzen nicht fremd sei.“

Lukas Blumenstein wehrte mit beiden Händen ab: „Das kann nicht sein, Du irrst, ihr alle irrt! Manches Häßliche und Begehrliche mag in des Münzmeisters Wesen liegen. Daß er aber ein Verbrecher am gemeinen Wohl ist, das glaube ich nicht, das kann ich nicht glauben —“

Da trat der Sohn auf den Vater zu: „Am gemeinen Wohl soll er kein Verbrecher sein? Was ist er denn anders, wo er dauernd, selbst in Stunden der höchsten Not, die Bürgerschaft aufheßt wider den Rat! Und Du, Vater — es muß mir von der Seele herunter —, Du hast Dich verblenden lassen, Du hast ihm Vorschub geleistet, Du bist theilhaftig geworden an seiner Schuld —“

„Jakob!“ Lukas Blumenstein brauste auf. „Vergiß Dich nicht, daß ich Dein Vater bin!“

Da rang der Sohn die Hände: „Seit jenem Tage, wo ich um euren Bettelbrief an Dänemarks König weiß, habe

ich keine ruhige Stunde mehr. Mir drückt's das Herz ab. Vater, ich flehe Dich an, laß ab von Deinem unheilvollen Beginnen, berichte dem Rat, was Du verfehlt hast. Zur Reue ist es nie zu spät. Sieh, Klaus von Ungern liegt im Sterben, Du bist nicht mehr gebunden —“

Eine Tür öffnete sich — Vater und Sohn standen auf der Diele des Hauses, wo der Hauptmann Klaus von Ungern Unterkunft gefunden hatte —, und eine alte Frau erschien, die für den Haushalt sorgte. Auf ihrem grauen, verwitterten Kopf thronte eine mächtige, steifleinene Haube. „Der Herr läßt euch bitten“, meckerte sie. „Er hat Verlangen, euch zu sprechen.“

Die beiden folgten der Alten. In einem nach hinten gelegenen Zimmer war der dänische Hauptmann untergebracht. Er lag mit geschlossenen Augen, als sie eintraten. Sein Atem ging schwer, und ein heiseres Köcheln verriet seine Qualen.

Lukas Blumenstein trat ans Bett. „Herr Klaus, Ihr hattet uns bitten lassen. Was ist's? Womit können wir Euch dienen?“

Der Sieche zwang seine Lider mühsam auf. Er wurde der Dienerin ansichtig und machte eine gebieterische Bewegung, fast so wie früher. Die Alte ging.

Als die Tür ins Schloß gefallen war, versuchte sich der Hauptmann aufzurichten. Lukas Blumenstein war ihm behilflich. Aber es glückte nicht. Achzend sank der schwere Mann zurück.

„Laßt nur,“ stöhnte er, „mit mir geht's zu Ende. Und wenn ich nur wüßte, warum . . .“

Blumenstein wollte trösten. Doch der Sieche schüttelte den fieberheißen Kopf: „Hundertmal bin ich durch Kugelregen geschritten und blieb gefeit. Und nun kommt solch ein schleichendes Gift —“

„Was sagt Ihr — Gift?“ Der Ratmann packte ihn entsetzt am Arm.

Klaus von Ungern schlug die Augen vollends auf. „Kennt Ihr hitziges Fieber kein Gift? Mir siedet es durch die Adern, es hämmert, glüht und schmerzt! Fieber ist Gift, ist ein gefährliches Gift —“ Seine Hände krampften sich, und aus der mächtigen Brust brach es wie ein Wutschrei hervor, ein Sich-aufbäumen lebenshungriger Kräfte gegen den kalten Würger Tod.

Der Kranke warf sich hin und her. „Nehmt Platz“, bat er. Vater und Sohn folgten seiner Aufforderung. „Und rückt mir näher!“ Auch das geschah.

Und nun begann der von Ungern mit leiser Flüsterstimme überhastig zu reden: „Ihr wißt, daß Danzigs Wohl und Wehe mit Dänemark eng verknüpft ist. Lockert die Bande nicht, haltet an ihnen fest. Ohne Dänemark kein Glück, ohne dänische Hilfe keine Ruhe vor den Polen. Danzigs Gewerke sind für den Anschluß. Ich habe Kaspar Göbel weidlich ausgenutzt. Nun stoßt den falschen Kerl aber von euch. Er könnte sonst gefährlich werden, wo es mit mir —“

Unter der Bettdecke krampfte sich der Leib des Sterbenden. Mit glasigen Augen stierte er geradeaus. Und ein wirrer, langgezogener Laut entfuhr seinen starr werdenden Lippen. Dann sank er kraftlos zusammen, wandte den Kopf zur Seite und fragte: „Was war? Bin ich von Sinnen gewesen?“

Weber Vater noch Sohn vermochten sich den Anfall zu erklären. Und als Herr Blumenstein entgegnete: „Ihr warntet uns soeben vorm Münzmeister Kaspar Göbel,“ da war der Kranke sofort wieder bei der Hand, seine Belehrungen fortzusetzen. „Laßt sie laufen, diese Kreatur“, mahnte er mit eindringlicher Stimme. „Hätte ich sein Innerstes gekannt wie jetzt, nie und nimmer wäre ich von Dänemark aus mit ihm in Verbindung getreten. Er ist feige und verächtlich und hat nur den eigenen Vorteil im Auge. Haltet fest an Dänemark, euer Schade wird es nicht sein, aber ohne Kaspar Göbel. Hört ihr — ohne — — Kaspar Göbel — — —“

Sein Kräfte waren am Ende. Er streckte die Hand zur Seite. Lukas Blumenstein zögerte. Da griff sein Sohn Jakob zu, und es klang wie ein feierliches Versprechen: „Ich will alles dafür tun, daß wir uns seiner entledigen!“

Der von Ungern nickte und wandte sich ab. Vater und Sohn erhoben sich und verließen das Krankenzimmer. An ihrer Statt huschte die Alte herein.

Auf der Diele wartete der Münzmeister. Mit unruhigen Augen schaute er drein. „Was macht unser armer Feldhauptmann? Ihr habt ihn gesprochen? Ob auch ich —“

„Geht heim, Herr Göbel, ich fürchte, Euer Besuch wäre dem Kranken nicht genehm.“

„Warum nicht, Herr Blumenstein? Im besten Einvernehmen leben wir . . .“

Da trat Jakob, der Sohn, hart vor den Münzmeister hin.

Und seine Haltung war nicht weit vom Drohen entfernt. „Herr Göbel,“ stieß er hervor, „der dort drinnen liegt und mit dem Tode ringt, haßt Euch, obwohl sein Weg nicht mehr weit ist bis vor Gottes Angesicht!“

„Junger Herr —“ der Münzmeister wollte aufbegehren. „Vergeßt Ihr, wen Ihr vor Euch habt? Daß auch Ihr dem Alter Ehrfurcht schuldet?“

Lukas Blumenstein trat zwischen sie. „Laßt das Streiten in einem Hause, an dessen Schwelle der Tod sitzt —“

„Krötengift in der Hand!“ trumpfte Jakob Blumenstein auf.

Kaspar Göbel zuckte zusammen. „Wer redet von Gift? Glaubt der Arzt etwa daran?“ Er tat einen Schritt zur Thür. „Wenn Ihr meint, daß ich Herrn Klaus stören könnte, so will ich lieber gehen. Kommt Ihr mit?“

Lukas Blumenstein blickte zur Seite. Doch sein Sohn rief dem Münzmeister ins Gesicht: „Mit Euch über die Straße gehen — wahrlich, das brächte wenig Ehre!“

Einen Augenblick zögerte der Münzmeister. Dann wandte er sich Lukas Blumenstein zu: „Herr Ratmann, ich möchte Euch empfehlen, auf Euren Sprößling ein schärferes Auge zu werfen. Es könnte sonst geschehen —“

Jakob hob die Faust. Kaspar Göbel entwich.

Lukas Blumenstein war außer Fassung. „Komm, laß uns gehen“, bat er. Es klang fast wie ein Flehen. „Ich weiß nicht, was mit mir ist. Alles kreist um meine Füße. Und Du glaubst wirklich, Kaspar Göbel könnte dem von Ungern — mit Gift zu Leibe gegangen sein? Und der Grund, ich fasse ihn nicht. Zogen sie nicht am selben Strang? Bei Gottes Barmherzigkeit, ist das ein Unglück, Herr Jesu Christ, steh mir bei!“

Sie waren auf die Straße getreten. Ein heißer Augusttag brütete. Trocken die Luft. Hitzwellen schlugen ihnen entgegen.

„Den Grund?“ Jakob Blumenstein reckte sich, so daß die Nähte seines prall sitzenden Wamses krachten. „Nun, Herr Göbel hat erkannt, daß der von Ungern ihn durchschaut hat. So hat er ihn abtun wollen, um selber ungehemmt seiner Wege gehen zu können.“

„Du glaubst, er strebe den Umsturz an und die Herrschaft über die Stadt?“

Der Sohn lachte: „Keine Frucht hängt für Herrn Göbel zu hoch, als daß er nicht nach ihr verlangte.“

Ein junger Mensch kam des Weges, in stürmischer Eile, fast rannte er Jakob Blumenstein über den Haufen.

„Hallo, was ist los? Friedrich, ist der Teufel hinter Dir her?“

Der lange von Holten keuchte: „Nicht hinter mir her — ich will zu ihm — will ihm an die Kehle —“

„Dem Teufel?“ Jakob Blumenstein lachte. Aber seine Augen blickten erregt. „Was gibt es? Berichte!“

„Mach mit!“ hielt Holten ihm entgegen. „Einen wie Dich können wir grad noch gebrauchen —“

„Schon gut, aber worum handelt es sich?“

Der junge Mensch räusperte sich. Hochrot glühten seine Wangen und seine Stimme klang vor Anstrengung und Erregung belegt. „Wir sind einem Verbrechen auf die Spur gekommen. Anton, der Altgefell vom Büchsengießer Benning, und Bernd Landewig haben es ausfindig gemacht. Kaspar Göbel, dieser Schandkerl, hat in seinem Hause falsche Notmünzen geprägt, er zusammen mit Erminio Pankert. Und von den silbernen Statuen der zwölf Apostel aus Sankt Marien ist das Meiste in ihrem Besitz —“

Er kam nicht weiter. Der Ratmann Blumenstein schüttelte ihn am Arm, und die Nägel seiner Hände krallten sich fest in Holtens Haut: „Ist das wahr, was Du sagst? Ist das gewißlich wahr?“

Der andere bligte ihn an. Fast unwillig machte er sich frei. „Herr Blumenstein, zweifelt Ihr an meinem Wort?“

„Hat man Beweise, handgreifliche Beweise, um den Münzmeister zu überführen?“

„Ja doch!“ Holten wurde ungeduldig. „Ich muß weiter, entschuldigt mich. Jakob, machst Du mit? Wir wollen das Falschmünzernest ausheben, zu Nutz und Ehre unserer Stadt —“

„Wo ist's? In Kaspar Göbels Haus?“ Beide stürmten davon. Der Ratmann Lukas Blumenstein sah entsetzt hinter ihnen her. Er fühlte sein Knie wanken. ‚Gift!‘ gellte es in seinem Innern. Und eine andere Stimme schrie ihm zu: ‚Mit einem Falschmünzer hast du dich eingelassen, um eigener, eitler Pläne willen . . .‘

Mit Mühe nur, unter Aufbietung aller Kräfte, erreichte er

sein Haus. Und dort fiel ihm fast als schwerste Last die Sorge auf die Seele: „Wie, wenn Göbel unser Ubereinkommen mit Dänemark preisgäbe! Wenn sie ihn gefangen setzen, wird er geständig werden?“

„Verräter!“ umschelte ihn jetzt ein Heer von Stimmen. Achzend sank er auf einen Stuhl und fand nicht die Kraft, sich zu einem Entschlusse aufzuraffen.

Die Geister ließen ihn nicht. Bis in sein tiefstes Herz senkte sich der Stachel des schlechten Gewissens.

* * *

Als Kaspar Göbel in seinem Hause anlangte, empfing ihn Erminio Pankert mit allen Zeichen der Erregung. „Herr,“ fuhr er auf den Münzmeister los, „man hat mich gewarnt und ich warne Euch! Das mit Eurer Notenpresse ist ruchbar geworden. Wie und durch wen, weiß ich nicht. Aber sie wollen in hellen Haufen kommen, wollen das Haus visitieren —“

Göbel schoß an ihm vorbei: „Ist Alles am versteckten Ort?“ „Das schon!“ Pankert folgte ihm. „Aber wenn sie Gewalt anwenden . . .“

Nach hinten zu war Göbels Arbeitsstätte gelegen. Er war nicht eigentlich als Münzmeister nach Danzig eingewandert. Vielmehr hatte ihn die Krämergilde in ihre Reihen aufgenommen, als er sich seßhaft machte. Daß er vom Bischof zu Culm eines Getreidegeschäfts wegen verklagt worden war, hatte man ihm nicht angerechnet, da er sich als ein eifriger Bekenner zur Wittenberger Lehre erwies und jedem, der es hören wollte, im Vertrauen erzählte, daß allein die Glaubensfrage den Bischof zur Verurteilung bewogen hätte. Erst als Stephan Bathorys wegen die Not für die Stadt zu wachsen begann, so daß Danzig wieder zu eigener Münzprägung schritt, da hatte Göbel seine Hilfe angeboten. Und sie war angenommen worden, da er viel von einer selbst erfundenen Münzpresse zu reden wußte. Nun war es bald ein Jahr her, daß er neben den anderen Münzmeistern der Stadt seines neuen Amtes waltete, und insgeheim hatte er oft schon Sorge gehabt, die blöde Menge würde sich nicht länger übertölpeln lassen. Aber er brauchte Geld, viel Geld sogar — gewisse Freundschaften und Freundesdienste waren nur um Geld zu haben . . .

Alles schien auf der Arbeitsstätte in Ordnung. Das echte Gerät lag wie sonst umher, Spuren der Münzpresserei waren zu sehen, Silberbarren lagen bereit, Kupfer zur Vermengung —

„Erminio,“ sagte Kaspar Göbel, „sie sollen nur kommen, sie finden nichts! Der, der mein Haus gebaut hat und weiß, wo sich die verborgene Tür befindet, Meister Hans Kramer, er liegt unter der Erde. Und Du . . .?“

„Ich werd' gerade so dumm sein und etwas verraten!“ Pankert lachte geringschätzig.

„Schön, auf Dich kann ich mich verlassen. Gerechter Lohn winkt Dir später. Ich werde jetzt gehen und meine Gegenmaßnahmen treffen. Du bleibst hier und stellst Dich harmlos —“

„Was ich durchaus auch bin! Aber sie werden sich verwundern und werden fragen: ‚Was macht der Stadtsöldner Pankert in Herrn Göbels Haus?‘ Dann muß ich ihnen Antwort stehen —“

„Bist Du um eine Ausrede verlegen?“

„Sonst nicht, wenn ich's aber recht bedenke, so will mir in diesem Falle nichts Gescheites einfallen.“

„Sag ihnen, Du seiest vom Fähnrich Werten Holland geschickt und habest eine Bestellung an mich von wegen der letzten Kämpfe. Irgend einen Schnickschnack wirst Du ihnen schon vorreden können, bist ja nicht aufs Maul gefallen. Ich muß jetzt fort. Mich sollen sie im Bau nicht fangen. Aber ein Feuer will ich anzünden, ein Feuer, das manchen Unliebhamen verzehren soll . . .“

Er stürzte davon. Pankert blieb auf der Diele zurück, nahm auf einem Schemel Platz und gedachte so zu tun, als ob er auf Herrn Göbels Rückkunft wartete.

Es verging eine knappe halbe Stunde, als sich draußen der Klopfer rührte. Man hatte am Tapsen der Schritte gehört, daß sich mehrere nahen. Stimmen wurden aber nicht laut.

Herrn Göbels Diener, der alte Backusch, schlief wie gewöhnlich. Erst beim dritten heftigen Rühren am Klopfer kam er zu sich und schlurte zur Tür.

Als erster trat Jakob Blumenstein ein. Hinter ihm der Altgefell Anton, dann Friedrich von Holten, Bernd Landewig und noch ein starkes Duzend von Ratmannensöhnen und Gefellen,

bunt durcheinander gemischt. Aber alles Menschen, die es gut mit ihrer Vaterstadt meinten.

Pankert verließ seine zur Schau getragene Ruhe, als er Jakob Blumensteins ansichtig wurde. Noch brannten in seinem Innern die Hiebe, die er von des Junkers Hand vor Jahresfrist empfangen hatte. Sie brannten und nährten eine Flamme des Hasses, die sich nicht dämpfen ließ . . .

„Sieh da, mein Freund!“ Jakob Blumenstein trat hart vor ihn hin. „Spioniert man auch hier herum?“

„Ich warte auf Herrn Göbel. Im übrigen rate ich Euch gut, ich bin ein Söldner, kein Diener mehr —“

Der junge Blumenstein griff zu und packte den anderen am Kragen. „Vorwärts, führ uns zu Herrn Göbels Münzpresse. Hast ja selber genug damit zu tun gehabt!“

Pankert machte sich gewaltsam frei. „Zum Teufel“, schrie er und riß sein Schwert blank. „Euch will ich's heimzahlen — Hundeseele, elende!“

Doch er kam zu spät. Jakob Blumensteins Dolchmesser saß ihm in der Brust, ehe sein Hieb traf.

Einen Augenblick schwankte er . . . „Gottes Fluch!“ . . . Dann stürzte er vornüber zusammen. Ein Blutstrom quoll ihm über die fallende Zunge.

Die Umstehenden waren betroffen. Die Plötzlichkeit des Ereignisses . . .

Jakob Blumenstein wandte sich um: „Ihr seid Zeugen — er hat zuerst zur Waffe gegriffen!“

Sie nickten. Mit entsetzten Augen stand der alte Packusch da. Aber auch er wies auf den Sterbenden und murmelte: „Alsbald — der dort hat den ersten Schlag getan.“

„Vorwärts!“ Jakob Blumenstein zerriß mit seinem Wort die unbehagliche Spannung. „Laßt uns unserer Aufgabe nicht vergessen!“

Sie eilten nach hinten zu des Münzmeisters Arbeitsstätte und kehrten das Unterste zu oberst. Aber irgend eine verdächtige Spur stöberten sie nicht auf.

Etwas wie Verlegenheit kam über sie. Was tun? War man voreilig gewesen? Und Friedrich von Holten fragte: „Ob Kaspar Göbel zu Haus ist?“

Man holte den alten Packusch herbei. „Nein, nein,“ brummelte der, „der Herr ist fortgegangen, — alsbald, alsbald . . .“

Von draußen stürzte ein Posten herein, den man ausgefetzt hatte: „Der Münzmeister kommt! Ein Fähnlein Söldner folgt ihm und ein Haufe bewaffneter Bürger. . .“

Die jungen Leute prüften einander mit unsicheren Blicken. „Sollen wir uns hier fangen lassen? Ich denke nicht daran!“ Friedrich von Holten rührte Packusch am Arm. „Alter, zeig uns den hinteren Ausgang. Ein Loch ist doch sicher noch offen!“

Und Packusch war dazu bereit. So entkamen sie, bevor Kaspar Göbel mit seinem Haufen zur Stelle war.

Als der Münzmeister die Diele seines Hauses betrat, tat Erminio Pankert seinen letzten Atemzug. Kaspar Göbel prallte zurück, hinter ihm drängten Mertens Holland und die vordersten Lanzknechte.

Packusch kam herbei gehumpelt. „Ach Gott, ach Gott,“ jammerte er, „Allbarmherziger, Allgütiger —“

Göbel unterbrach ihn barsch: „Wer hat's getan? Heraus mit der Sprache!“

Der alte Diener knickte unter dem harten Griff seines Herrn zusammen. „Sunker waren hier, aber auch etliche Gesellen! Und alsbald erhob sich ein Streit —“

„Wer hat den Pankert erschlagen?“

„Der junge Blumenstein ist's gewesen. Aber der Pankert ist ihm —“

Göbel durchfuhr es wie ein Gefühl des Triumphes. Jetzt war seine Zeit gekommen: Der Oberst von Winkelburg tot, Klaus von Ungern im Sterben, Konstantin Ferber in Gefangenschaft und Lukas Blumensteins Sohn ein Mörder!

„Hört alle her!“ so rief er laut. „Hört, was ich euch zu sagen habe!“

Die Diele füllte sich. Jeder Neueintretende stierte auf den Toten, unter dem das helle Blut hervorgeleckt war.

„Ein ungeheures Verbrechen ist begangen worden“, fuhr Kaspar Göbel fort. „Ein Sunker, einer von jenem Gelichter, die noch immer nach Stephan Bathory schielen und um seine Gunst betteln, hat in meinem Hause einen treuen Diener der Stadt meuchlings erschlagen. Ich habe euch herbeigerufen, weil ich solch schmähhlichen Überfalls gewärtig war. Hätte ich hier geweiht, auch ich schwämme jetzt in meinem Blute. Und warum? Weil die Herren vom Räte es nicht dulden

wollen, daß unsereins, ein treuer Anhänger der Gewerke, klüger sein darf als sie. Ich frage euch, meine Freunde, wollen wir uns solche Annäherung noch länger gefallen lassen? Wollen wir uns da nicht lieber selbst regieren? Und Männer an die Spitze stellen —“

Lärmender Beifall unterbrach ihn, laute Zustimmungsrufe. Da reckte sich Kaspar Göbel frei aus den Schultern heraus — er war sich dessen bewußt, ein gewagtes Spiel beenden zu wollen, das nur in der Erregung der Leidenschaft gewonnen werden konnte — und rief seinen Kumpanen zu: „Folgt mir, wir wollen Ordnung stiften und Justiz üben an denen, die widerrechtlich und mit Gewalt über die Schwelle meines Hauses gedrungen sind!“

Als geschlossener Haufe drangen sie vor das Blumensteinsche Haus. Herr Lukas trat ihnen an der Tür entgegen: „Herr Göbel, ich beschwöre Euch, laßt ab vom Unheil stiften!“

Der Münzmeister vergaß im Taumel der Erregung, daß auch der Boden unter ihm schwankte. Er fühlte sich schon als Herr der Stadt und tat sehr gnädig, aber von oben herab. „Wir verlangen nicht viel,“ erklärte er, „nur Euren Sohn, um ein Exemplum zu statuieren —“

„Herr Göbel!“ Der Ratmann rang die Hände. „Steht bei Euch die Justiz der Stadt?“

„Das wird sich zeigen!“ Die Söldner lachten zu des Münzmeisters Worten. Der Plünderungsteufel saß ihnen im Genick.

An einem Fenster im Dachgeschloß erschien Jakob Blumenstein. Er trug eine Hakenbüchse in Händen.

Da knallte von unten ein Schuß. Mauerwerk bröckelte dicht neben dem Fenster im Dach. Das Faustrohr eines Lanzknechts rauchte. Erschreckt zog sich der Ratmann zurück. Die Menge drang vor. Oben am Fenster blitzte es auf . . . ein Wutschrei aus hundert Kehlen: „Zerreißt doch den Kerl bei lebendigem Leibe!“ Die Vordersten stürmten, einem rann Blut über den Leib. Noch ein zweiter Schuß aus der Dachkammer . . .

Schwere Stiefel polterten über die Treppe. Doch oben — nur ein mannsbreiter Gang! Und an seinem Ende — zwischen kräftigem Lattenwerk lugte ein Büchsenlauf hervor. Die Stürmenden prallten sich fest.

„Wer sich vorwagt —“ Jakob Blumenstein rief es mit heller Stimme —, „den reißt meine Kugel zu Boden!“

Lauernd stand man sich gegenüber. Werten Holland mochte nicht fallen, nicht hier oben, für wen und für was?

Vorm Hause standen jetzt Hunderte zu Haus. Die Bürgermeister Johann Brandes und Johann Proite kamen in fliegender Eile herbei. Mit festem Willen brachen sie sich Bahn: „Zurück, ihr Männer! Seid ihr toll geworden?“

„Wir verlangen Recht und Gerechtigkeit!“

„Die sollen euch werden! Doch was hier geschieht —“

Auf abgehegtem Kopf stolperte Matthis Zigwitz über den Langenmarkt. „Viktoria!“ rief er. Und immer wieder: „Viktoria!“

Die Köpfe fuhren herum. „Was gibt's? Was ist geschehen?“

„Klaus Ohling ist auf einer schweren holländischen Kuff weichselabwärts gefegelt und hat mit dem Schiff die Holzbrücke der Polnischen zersprengt. Zu den Waffen, ihr Männer! Alles zu den Waffen! Was von den Polnischen auf dem rechten Weichselufer steht, wir können es umzingeln und niedermachen!“

Da vergaß man des Blumensteinschen Hauses und seiner Insassen. Die Bürger eilten davon und zogen hinter dem Zigwitz her. Auch die Söldner wichen und schlossen sich an. Werten Holland stapfte als letzter die knarrende Treppe abwärts.

* * *

Mit seinem gesamten Heer war Stephan Bathory abgezogen. Seine Truppen hatten gemurrt und gemeutert, nachdem der Zigwitz rechts von der Weichsel alles, was sich Feind nannte, aufgerieben und niedergemacht hatte. „Die Stadt läßt sich nicht bezwingen und nehmen!“ hatten die polnischen Truppen erklärt. Da hatte auch Stephan Bathory seine ehrgeizigen und eitlen Hoffnungen begraben müssen.

Danzig war frei, endgültig frei! Die Friedensverhandlungen begannen und nahmen rüstigen Fortgang. —

Und abermals wurde es ein Tag, wo des Himmels Gnade die Welt mit strahlendem Glanze schmückte und Barmherzigkeit und Vertrauen zueinander in die Seelen der Menschen goß. Auf dem Langenmarkt stand die Menge Kopf an Kopf. Aus langer, hinterhältiger Gefangenschaft entlassen erwartete man Konstantin Ferber, Georg Rosenberg und den Sekretär Thorbecke zurück.

„So nimmt alles sein gutes Ende!“ Der Altgesell Anton rieb sich die Hände. „Man muß nur Geduld haben.“

Neben ihm stand Bernd Landewig in Gesellschaft seiner

Schwester. Die Trude war zur Besinnung gekommen, wo Erminio Pankert verschieden war und allen als Falschmünzer verächtlich galt. Da waren auch ihr die Augen aufgegangen, und sie hatte eingesehen, daß es ein Unrecht gewesen war, sich an einen Mann wegzuwerten, der zwischen rechtschaffenen Leuten nicht in Ehren bestehen konnte.

Bernd wandte sich dem Altgesellen zu: „Wenn Du nun Meister geworden bist, dann sprich getrost bei uns vor. Unsere Großmutter gibt Dir ganz sicherlich ihren Segen. Und was die Trude anbetrifft —“

„Still“, mahnte der glückliche Anton. „Es muß alles sacht und ganz von alleine kommen.“

Bernd nickte vor sich hin. „Du hast's gut, Du hast nun ein Ziel. Aber ich, mit meinem lahmen Fuß, und wo Meister Kramer sein Leben hat lassen müssen —“

„Werd nicht sauertöpfisch!“ Der Altgesell entrüstete sich. „Du trittst bei Meister Benning in die Lehre und wirst ein tüchtiger Büchsengießer!“

„Jetzt, wo sie die Friedensglocken läuten? Wer soll da noch Falken und Korthonen gebrauchen!“

Der Altgesell tat sehr überlegen. „Es gibt einen alten Spruch,“ sagte er, „und der heißt: Liebet eure Feinde! Das ist auch ganz schön und recht, wenn das Ding nicht einen Haken hätte. Es gehören nämlich zwei dazu. Und wenn der eine von den beiden durchaus ein arger Sünder bleiben und von Liebe nichts wissen will, nun, dann hilft es eben nichts, dann muß man über die Brücke der Gewalt zur Bekehrung und Wiederveröhnung schreiten. So ist's noch immer gewesen, und so wird's auch immer bleiben.“

„Du glaubst also, daß unsere gute Stadt auch weiterhin Büchsen und Waffen nötig haben wird?“

„So lange wie sie steht und so lange wie sie etwas auf sich hält, ganz sicherlich, das glaube ich!“

Da wurde auch Bernd Landewig guter Dinge und gedachte ohne Sorge der Zukunft.

Friedrich von Holten drängte sich herbei. Bernd Landewig war ihm ein Freund geworden. Gemeinsames Erleben kittet zusammen. „Habt ihr es schon vernommen?“ fragte er. „Herr Lukas Blumenstein hat sich auf und davon gemacht.“

Und sein Sohn Jakob hat ihn begleitet, um den Vater in seinem Unglück nicht allein zu lassen."

"Und der Grund?"

"Eine häßliche Geschichte!" Friedrich von Holten tat, als ob es ihn schauderte. „Herr Blumenstein hat sich von Kaspar Göbel und von dem verblichenen Dänenhauptmann Klaus von Ungern betören lassen. Sein Sohn hat es dem Räte mitgeteilt. Eine Verschwörung hat bestanden, unsere gute Stadt den Dänischen in die Hände zu spielen. Gottlob, nun ist das alles vorüber!"

"Und der Ratmann Blumenstein ist nach Kopenhagen geflüchtet?"

Da lachte Friedrich von Holten auf: „Denkt nicht daran! König Friedrich hätte ihn übel aufgenommen, wo sein Plan gescheitert ist. Zum Stephan Bathory hat sich Herr Blumenstein begeben —“

"Er, der immer so auf die Polnischen geschimpft hat? Das wäre!"

Der lange Holten nickte heftig: „Es ist aber so! Auch mein Vater ist empört und hat gesagt, der Blumenstein sei kein deutscher Mann!"

Fansarentöne schmetterten. Alles reckte die Hälse. Matthis Zizwig kam herangeritten, hinter ihm Trompeter und die Herren der adligen Reiterfahne. Wohlwollend sah man zu ihnen empor, denn mehr als ein Bürgersmann empfand, daß die Junker, die dort ritten, in schwerer Zeit das Meiste getan und der Stadt beste Freunde gewesen waren.

Und dann, in kurzem Abstände, schritt zu Fuß der gesamte Rat. An seiner Spitze, von den Bürgermeistern Brandes und Proite begleitet, Herr Konstantin Ferber im Schmuck der goldenen Amtskette. In fester Haltung, Zuversicht im Blick und gezeichnet vom Glanz der Freude, wieder in der Heimat zu sein, an der er mit jeder Faser seines Herzens hing, wanderte Herr Ferber seines Wegs. Und er hatte ständig zu tun, um für jubelnde Willkommengrüße zu danken. Aus den Häusern flatterten Tücher, und über den Köpfen der Menge wogte ein Schwall von Kappen und Händen. Und jetzt, jetzt rief einer: „Heil unsrem Ersten Bürgermeister! Nun sind wir wieder geborgen!" Bernd Landewig war der Rufer gewesen. Andere griffen das Wort auf und „Heil, heil!" scholl es überall.

Vorm Artushof kam der Zug zum Stehen. Hier hatte

sich eine Abordnung der Gewerke zusammengefunden. Und die ehrsamten Meister hatten Herrn Hasentöter gebeten — auf ihn hatte man sich nach langem Hin und Her gewohnter Eifersüchteleien geeinigt —, eine Ansprache an die Heimkehrenden zu halten. Und da sich für den Kanzlisten alles Weltgeschehen zu klingenden Reimen zusammenfand, so hatte er auch für den heutigen Tag ein Jubelgedicht geformt, das er nunmehr aus der Taufe hob. Tönend klang durch die Stille des Tages seine Stimme, und die tausendköpfige Menge störte den Vortrag nicht. Als er aber zum Schluß die Worte hervorschnetterte: „Deutsch bleibe Danzig für alle Zeit! Dem sei unser Herzblut geweiht!“ da fand sein Wunsch brausenden Widerhall.

Die Herren des Rats begaben sich allsogleich zu einer feierlichen Session. Und für Herrn Konstantin Ferber wurden es Augenblicke tiefster Ergriffenheit, als er auf dem Tisch im Sitzungsaal die schwere Kugel zu Gesicht bekam, die des trefflichen Stadtbau-meisters Leben so jäh zerschmetterte hatte.

„Hans Kramer,“ sprach Herr Konstantin Ferber und faltete die Hände, „wahrlich, er ist einer unserer Besten gewesen. Was soll ich viele Worte machen — er war ein tüchtiger Meister, dessen Werke noch die Nachwelt bewundern wird, und ein kerndeutscher Mann dazu!“

* * *

Am Abend des Einzugs war es das erste Mal seit Fehdebeginn, daß der Artushof sich wieder öffnete. Und wenn auch das fahrende Volk mit seinen Späßen fehlte und mancher Zecher vermißt wurde, der sonst der Lustigsten einer gewesen war, weil die Allmutter Erde seine kriegsgeschlagenen Wunden und seinen Mund verschloß, so ergab sich doch eine hochgemute Stimmung. Nicht, als ob sich alle einig gewesen wären! Der Bäckermeister Riemann und das Schneiderlein Hemmling hatten sich schnell genug wieder verhakt, je eifriger sie ihre Zinken schwangen. Und auch dort, wo der säumige Zahler, der Meister Luckwald saß, gab es bald wieder Ärger. Aber alles in allem, man war im Jahr der Not anders geworden, reifer und überlegter. Man hatte einsehen gelernt, daß man selbst mit den dicksten Schädeln die Mauern göttlicher Weltenordnung nicht einzurennen vermag. Und vor allem — man empfand Dankbarkeit, daß ein gültiges Schicksal von der Stadt das Schlimmste abgewendet hatte.

Der Älteste der Bögte verlangte Ruhe. Schneller als sonst trat sie ein. Da begann der Greis mit vor Erregung zitternder Stimme in seiner umständlichen Weise zu verkünden: „Ihr Herren, es ist meines Amtes, einen von uns, wenn er auch nicht mehr unter uns weilt, sondern bei Nacht und Nebel zusammen mit seinem Helfershelfer Merten Holland flüchtig geworden ist, doch als ungerechten Bruder mit allem Schimpf und mit aller Schande vom Hofe zu verbannen und zu verfestigen. Nachdem es zweifelsfrei erkannt ist und nicht mehr bestritten werden kann, daß er zum ersten wider unsere gute Stadt Verrat gesonnen hat, indem er sich mit dänischer Hilfe wider alles Recht zu ihrem Führer hat aufwerfen wollen, und daß er zum zweiten sein vertrauliches Amt als Münzmeister ausgenützt hat, um große Unterschleife an städtischem Silber, aus den Kirchen in Notzeit herbeigeschafft, zu begehen — nicht reden will ich von dem Verdacht der Vergiftung des Herrn von Ungern —, seitdem dies alles, sage ich, feststeht und nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann, ist Herr Kaspar Göbel nicht mehr als unser Bruder anzuerkennen. Ich spreche ihn daher in aller Form des Hofrechtes verlustig. Nimmermehr soll er unter uns weilen, keiner mehr soll ihm Freund sein, jedermann soll ihn verachten, so wie ich es hiermit tue.“ Und der Alte spie dreimal aus.

Es gab daraufhin manche an den Bänken, die den Wurm des Gewissens nur allzu deutlich nagen spürten, weil sie Kaspar Göbel zugetan gewesen waren. Aber keiner hob für den Verfehmten die Hand.

Als bald fuhr der Hofherr fort: „Nun aber eine andere und bessere Kunde. Der Rat hat sie mich wissen lassen. Stephan Bathory hat die Acht über unsere gute Stadt in aller Feierlichkeit aufgehoben. Und in unseren Händen sind alle Versicherungen, derer wir bedürfen, daß der König in Zukunft und in alle Ewigkeit unsere Rechte und Privilegia anerkennen, achten und nicht mehr verunglimpfen wird!“

Da brach ein herzgeborener Jubel los. Und er fand seinen hellsten Ausklang, als Herr Hasentöter „das deutsche Danzig“ hoch leben ließ. Die Zinken und Becher der Becher lärmten gegeneinander, und in dieser Nacht dachten selbst die Sparsamsten nicht an ein frühes Nachhausegehen.

Nachwort.

Führer durch den Gang der geschichtlichen Handlung ist mit die ausgezeichnete „Geschichte der Stadt Danzig“ von Dr. Paul Simson gewesen (Verlag A. W. Kafemann in Danzig). Über Kaspar Göbels fernere Schicksale heißt es dort (im Auszuge): „Ebenso wie Blumenstein wußte er sich die Gunst Stephan Batorys zu verschaffen, den er vorher so heftig bekämpft hatte. Er klagte die Männer, die ihn des Unterschleifs bei der Münze beschuldigt hatten, bei Hofe an. Der König erteilte ihm ein Privileg auf eine angeblich von ihm erfundene Münzpresse. Der unruhige Mann verwickelte sich in mehrere Prozesse. Als er sich im Oktober 1580 an einem Prozeßgegner in einem Dorfkrüge tätzlich vergriff, nahm der Rat von Danzig die Gelegenheit wahr, ihn festzusetzen. Göbel hat mit Unterbrechungen bis zum Jahre 1585 im Gefängnis aushalten müssen. Später wurde er königlicher Vogt in Marienburg.“ Alles in allem also eine Persönlichkeit, zu der es auch in unseren Tagen verabscheuungswürdige Seitenstücke gibt.

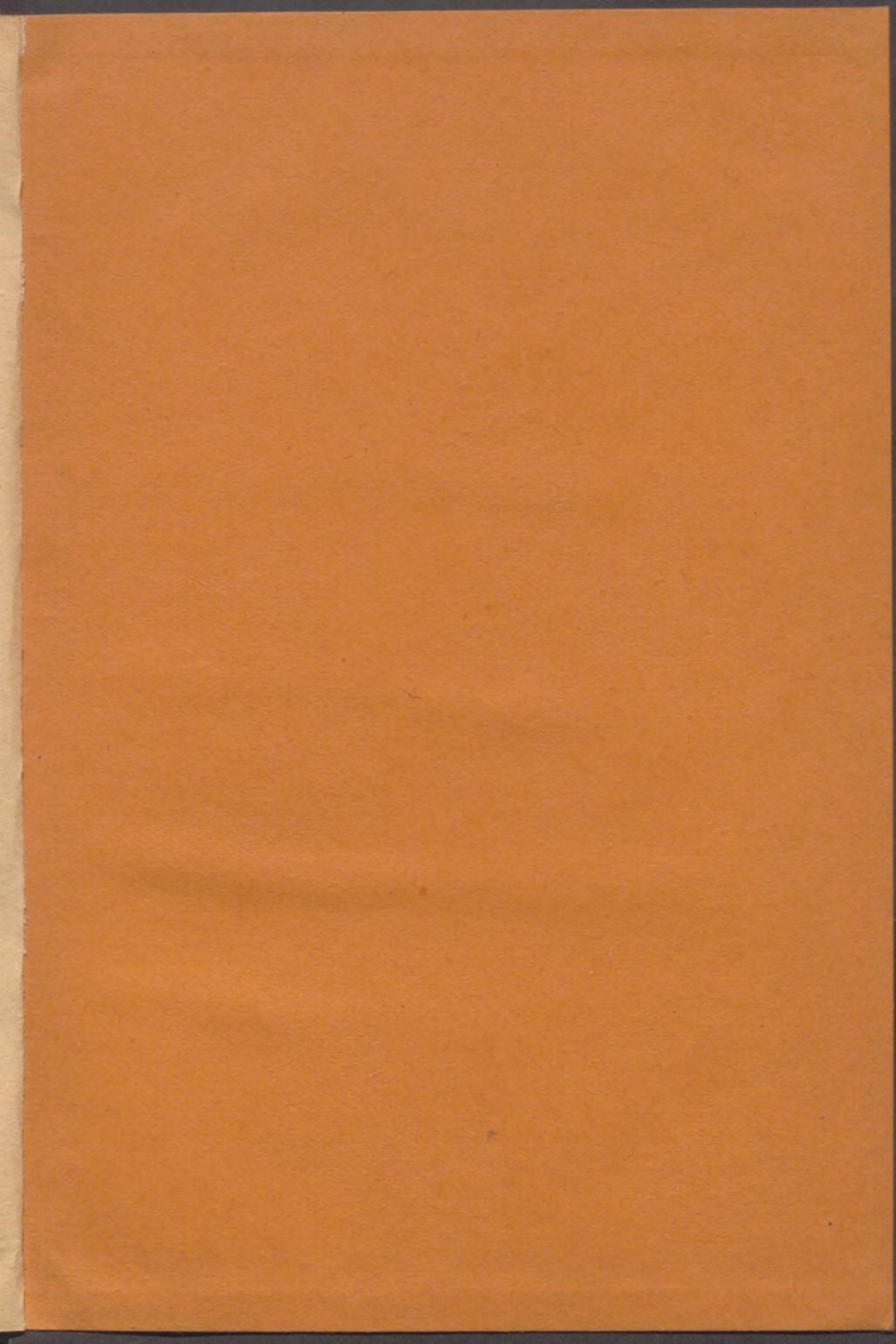
Über den Ausgang der ganzen Fehde fällt Dr. Simson folgendes Urteil (ebenfalls im Auszuge): „Eine schwere Zeit war für Danzig zu Ende gegangen, und erleichtert mochten nun alle Kreise der Einwohner aufatmen. Wenn auch in der Stadt zeitweise fast alles drunter und drüber gegangen war, so hatten sich ihre Waffen doch ruhmvoll behauptet, und weder die Stadt selbst noch ihr festes Bollwerk Weichselmünde hatten den Feind eingelassen. In allen Nöten und bei allem inneren Unfrieden hatten die Bürger gegen den äußeren Feind fest zusammen gehalten und dadurch schließlich erreicht, was sie von vornherein verlangt hatten. Danzig hat gezeigt, daß es gesonnen und imstande war, seine Rechte mit Einsetzung von Gut und Blut zu verteidigen. Nicht hoch genug kann das Mißlingen

des Unternehmens König Stephans gegen Danzig für die glückliche Zukunft der Stadt eingeschätzt werden. Sie hatte ihre bürgerliche Selbständigkeit behauptet, und diese war eine Vorbedingung für ihr Deutschtum. Wenn Danzig aber deutsch blieb, so bedeutete das auch die Rettung des Deutschtums im ganzen polnischen Preußen, das ohne diesen Vorkämpfer hätte unfehlbar zugrunde gehen müssen. So erhebt sich der Kampf Danzigs gegen Stephan Bathory weit aus dem Rahmen der Stadtgeschichte und wird zu einem bedeutungsvollen Vorgang in der Geschichte des Landes und des Kampfes zwischen Deutschtum und Slaventum."

Für unsere Tage muß man wünschen, daß Danzigs Stärke und Troß sich abermals erweisen möchten!

v. Walbener-Harz.

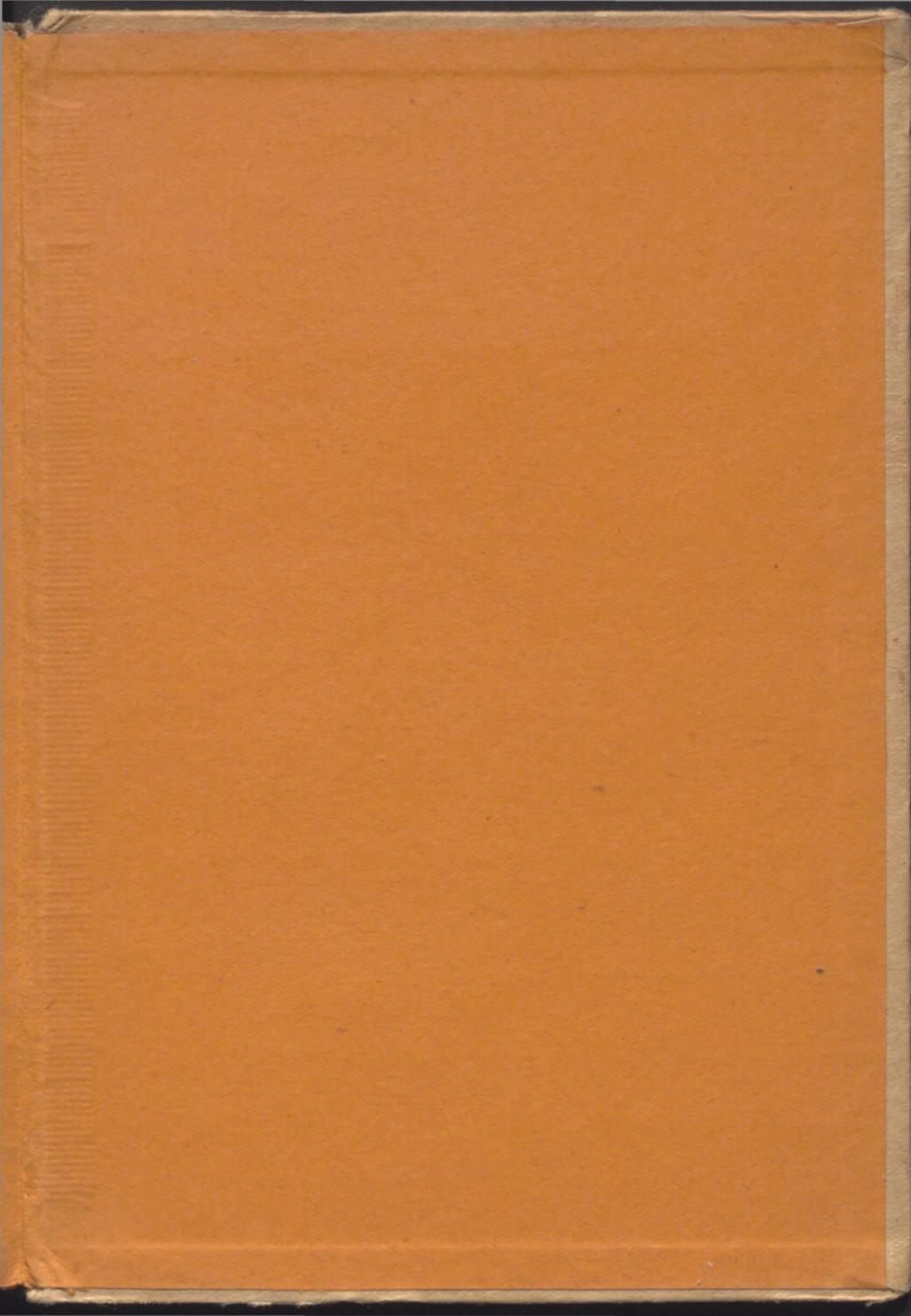




Biblioteka Główna UMK



300047967309



Biblioteka Główna UMK



300047967309